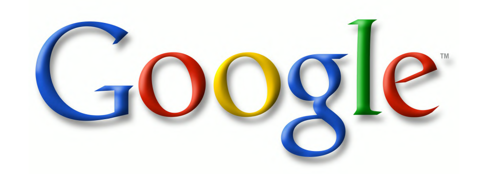


Das Wissen der Gegenwart

Deutsche Universal-Bibliothek für Gebildete.

Einzeldarstellungen aus dem Gesamtgebiete der Wissenschaft, in anziehender gemeinverständlicher Form, von hervorragenden Fachgelehrten Deutschlands, Österreich-Ungarns und der Schweiz.

Jede [illegible] **Bände erschein**[illegible] **schönes Papier u.** [illegible] **r Bände gleichmä**[illegible] **inband.**

Jeder [illegible] **Mark**

Das [illegible]

durch des [illegible] ll, dem Gebildete [illegible] iete der Wissensch [illegible] edigende Aufkläru [illegible] r allgemeinen [illegible] fig ein Umfang [illegible] n, **von denen** je [illegible] stein zu einem [illegible] ehmens haben w [illegible] urch die moderne [illegible] gemacht. Die Nat [illegible] leichsam wie glüc [illegible] en und selbst wi [illegible] sie im Leben d [illegible] haben, auch in [illegible] e beiden großen [illegible] rein abstrakten [illegible] werden wir keine [illegible] om dogmatischen [illegible] dies aus dem Dop[illegible] z. B. in der Mathematik, ein anderes Wissen als ein durchaus vollständiges Fachwissen nicht denkbar ist, während in einem andern Teile, wie in der Metaphysik, positive Wahrheit nur insoweit, als es auf innere Geschichte ankommt, zu bieten ist.

Wir bemerken nur noch, daß wir die **Länder- und Völkerkunde**, die als selbständige Wissenschaft immer bedeutsamer hervortritt und die naturwissenschaftlichen und histori[illegible] in unserem Plane deshalb der großen Gru[illegible]n angereiht haben, weil der Hauptgesichtspun[illegible] Wissenschaften ausgeht, nämlich die territoria[illegible] ist.

Inhalt der erschienenen Bände:

Bd. 1. **Gindely, A.,** Gesch. d. 30jähr. Krieges in drei Abteilgn. I. 1618—1621: Der böhm. Aufst. u. s. Bestrafung. 280 S. Mit 3 Doppelvollbild., 1 Vollbild u. 4 Portr. in Holzst.

Bd. 2. **Klein, Dr. Herm. J.,** Allgemeine Witterungskunde. 266 Seiten. Mit 6 Karten, 2 Vollbildern und 31 Abbildungen in Holzstich.

Bd. 3. **Gindely, A.,** Geschichte des 30jährigen Krieges in drei Abteilungen. II. 1622 bis 1632: Der niedersächsische, dänische und schwedische Krieg bis zum Tode Gustav Adolfs. 292 Seiten. Mit 10 Doppelvollbildern und 4 Porträts in Holzstich.

Bd. 4. **Taschenberg, Prof. Dr. E.,** Die Insekten nach ihrem Nutzen und Schaden. 304 Seiten. Mit 70 Abbildungen.

Bd. 5. **Gindely, A.,** Geschichte des 30jährigen Krieges in drei Abteilungen. III. 1633 bis 1648: Der schwedische und der schwedisch-französische Krieg bis zum westfälischen Frieden. 240 Seiten. Mit 9 Doppelvollbild. u. 3 Porträts in Holzstich.

Bd. 6. **Jung, Dr. Karl Emil,** Der Weltteil Australien. I. Abtlg.: Der Australkontinent und seine Bewohner. 280 Seiten. Mit 14 Vollbildern, 24 in den Text gedruckten Abbildungen und 2 Karten in Holzstich.

Bd. 7. **Taschenberg, Dr. Otto,** Die Verwandlungen der Tiere. 272 Seiten. Mit 88 Abbildungen.

Bd. 8. **Jung, Dr. Karl Emil,** Der Weltteil Australien. II. Abtlg.: I. Die Kolonien des Australkontinents u. Tasmanien. II. Melanesien (I. Teil). 312 Seiten. Mit 19 Vollbildern, 29 in den Text gedruckten Abbildungen und 6 Karten in Holzstich.

Bd. 9. **Klaar, Alfred,** Geschichte des modernen Dramas in Umrissen. 320 Seiten. Mit 9 Porträts in Holzstich.

Bd. 10. **Becker, Dr. Karl Emil,** Die Sonne und die Planeten. 308 S. Mit 68 Abbildungen.

Bd. 11. **Jung, Dr. E.,** Der Weltteil Australien. III. Abtlg.: I. Melanesien (II. T.). II. Polynesien (I. T.). 304 S. M. 27 Vollbildern u. 31 in d. Text gedruckt. Abbildgn.

Bd. 12. **Gerland, Dr. E.,** Licht und Wärme. 320 Seiten. Mit 4 Porträts und 126 Figuren in Holzstich.

Bd. 13. **Jung, Dr. Karl Emil,** Der Weltteil Australien. IV. Abtlg.: I. Polynesien (II. Teil). II. Neuseeland. III. Mikronesien. 276 Seiten. Mit 18 Vollbildern und 35 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 14. **Hartmann, Prof. Dr. R.,** I. Abyssinien und die übrigen Geb. d. Ostküste Afrikas. 312 S. M. 18 Vollbildern u. 63 i. d. Text gedruckt. Abbildgn.

Bd. 15. **Jung, Jul.,** Leben und Sitten der Römer in der Kaiserzeit I. 298 Seiten. Mit 9 Vollbildern und 70 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 16. **Peters, Prof. Dr. C. F. W.,** Die Fixsterne. 176 Seiten. Mit 69 Abbildungen.

Bd. 17. **Jung, Jul.,** Leben und Sitten der Römer in der Kaiserzeit II. 280 Seiten. Mit 10 Vollbildern und 63 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 18. **Schultz, Prof. Dr. A.,** Kunstgeschichte I. 284 Seiten. Mit 38 Vollbildern und 120 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 19. **Willkomm, Dr. Moritz,** Die pyrenäische Halbinsel I. 260 Seiten. Mit 26 Vollbildern und 14 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 20. **Lehmann, Paul,** Die Erde und der Mond. 280 Seiten. Mit 6 Vollbildern und 59 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 21. **Schultz, Prof. Dr. A.,** Kunst und Kunstgeschichte II. 262 Seiten. Mit 44 Vollbildern und 42 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 22. **Ochsenius, C.,** Chile. Land und Leute. 268 Seiten. 28 Vollbildern, 59 in den Text gedruckten Abbildungen und 2 Karten in Holzstich.

Bd. 23. **Meyer von Waldeck,** Rußland. Einrichtungen, Sitten und Gebräuche. 282 Seiten. Mit 27 Vollbildern und 51 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 24. **Hartmann, Prof. Dr. R.,** Die Nilländer. 224 Seiten. Mit 10 Vollbildern und 65 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 25. **Wirth, Max,** Das Geld. 224 Seiten. Mit 103 in den Text gedr. Abbildungen.

Bd. 26. **Hopp, E. O.,** Gesch. d. Verein. Staaten v. Nord-Amerika. I. 232 S. Mit 50 in den Text gedr. Abbild. u. Karten.

Bd. 27. **Valentiner,** Kometen und Meteore. 250 Seiten. Mit 62 in den Text gedr. Abbildungen.

Bd. 28. **Waßmuth, Prof. A.,** Die Elektrizität und ihre Anwendung. 196 Seiten. Mit 119 in den Text gedruckten Abbildungen.

Inhalt der erschienenen Bände:

Bd. 29. **Falkenstein, Dr. J.**, Afrikas Westküste. 252 Seiten. Mit 81 in den Text gedr. Abbild.

Bd. 30. **Geschichte des Kunstgewerbes. I. Blümner, Prof. Dr. H.**, Das Kunstgewerbe im Altertum. 276 Seiten. Mit 133 in den Text gedr. Abbildungen.

Bd. 31. **Willkomm, Dr. M.**, Die pyrenäische Halbinsel. II. 252 Seiten. Mit 11 Vollbild. und 27 in den Text gedr. Abbildungen.

Bd. 32. **Geschichte des Kunstgewerbes. II. Blümner, Prof. Dr. H.**, Das Kunstgewerbe im Altertum. 242 Seiten. Mit 143 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 33. **Geschichte des Kunstgewerbes. III. Schorn, Dr. Otto von**, Die Textilkunst. 268 Seiten. Mit 132 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 34. **Fritsch, Dr. Gustav**, Südafrika bis zum Zambesi. I. 244 S. Mit 50 in den Text gedr. Abb. u. 1 Karte.

Bd. 35. **Lippert, Jul.**, Allgemeine Kulturgeschichte. I. 252 Seiten. Mit 57 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 36 u. 37. **Sellin, A. W.**, Das Kaiserreich Brasilien. 2 Abteilungen. 490 Seiten. Mit 23 Vollbildern, 66 in den Text gedruckten Abbildungen und 5 Karten.

Bd. 38. **Hansen, Dr. Adolf**, Die Ernährung der Pflanzen. 272 Seiten. Mit 74 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 39. **Hopp, E. O.**, Geschichte der Vereinigten Staaten. II. 224 Seiten. Mit 32 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 40. **Geschichte der Malerei** in Einzeldarstellungen. I.: **Wurzbach, Dr. A. v.**, Geschichte der holländischen Malerei. 236 Seiten. Mit 71 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 41. **Taschenberg, Dr. Otto**, Bilder aus dem Tierleben. 236 Seiten. Mit 86 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 42. **Brosien, Dr. Herm.**, Karl der Große. 192 Seiten. Mit 23 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 43. **Willkomm, Dr. M.**, Die pyrenäische Halbinsel. III. 268 Seiten. Mit 45 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 44 u. 45. **Graber, Prof. Dr. V.**, Die äußeren mechanischen Werkzeuge der Tiere. In 2 Abteilungen. 464 Seiten. Mit 315 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 46. **Hopp, Ernst Otto**, Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika. III. (Schluß). 276 Seiten. Mit 40 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 47. **Lippert, Jul.**, Allgemeine Kulturgeschichte. II. 212 Seiten. Mit 5 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd 48. **Lippert, Jul.**, Allgemeine Kulturgeschichte. III. 232 Seiten. Mit mehreren in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 49. **Meyer von Waldeck**, Rußland. Einrichtungen, Sitten und Gebräuche. II. 236 Seiten. Mit 18 Vollbildern und 31 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 50. **Fournier, Prof. Dr. Aug.**, Napoleon I. Eine Biographie. I. 240 Seiten. Mit einem Porträt.

Bd. 51. **Elsas, Dr. A.**, Der Schall. Eine Darstellung der physikalischen Akustik für musikalisch Gebildete. 216 Seiten. Mit 80 Abbildungen und einem Porträt.

Bd. 52. **Krümmel, Prof. Dr. Otto**, Der Ocean. Eine Einführung in die allgemeine Meereskunde. 250 Seiten. Mit 77 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 53. **Egli, Prof. Dr. J. J.**, Die Schweiz. 218 Seiten. Mit 48 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 54. **Behaghel, Prof. Dr. Otto**, Die deutsche Sprache. 200 Seiten.

Bd. 55 u. 56. **Schasler, Dr. Max**, Ästhetik. Grundzüge der Wissenschaft des Schönen und der Kunst. In 2 Teilen. 522 Seiten.

Bd. 57. **Hartmann, Prof. Dr. R.**, Madagaskar und die Inseln Seychellen, Aldabra, Komoren und Maskarenen. 160 Seiten. Mit 51 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 58. **Löwenberg, Fr.**, Die Entdeckungs- und Forschungsreisen in den beiden Polarzonen. 200 Seiten. Mit 8 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 59. **Detleffsen, Dr. Emil**, Wie bildet die Pflanze Wurzel, Blatt und Blüte. 266 S. Mit 95 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 60. **Blümner, Prof. Dr. H.**, Leben und Sitten der Griechen. I. Abteilung. 200 S. Mit vielen in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 61. **Brosien, Dr. Herm.**, Preußische Geschichte. I. Band. 254 Seiten. Mit vielen in den Text gedruckten Abbildungen.

Das Wissen der Gegenwart

Deutsche Universal-Bibliothek für Gebildete.

LXIII. Band.

Leben und Sitten der Griechen

von

Prof. Dr. H. Blümner.

In drei Abteilungen.



Leipzig: G. Freytag. 1887. Prag: F. Tempsky.

Leben und Sitten der Griechen

von

Prof. Dr. H. Blümner.

III. Abteilung:

Feste und festliche Spiele. — Das Theaterwesen. — Kriegs- und Seewesen. — Landwirtschaft, Gewerbe und Handel. — Die Sklaven. —

Mit 15 Vollbildern und 43 in den Text gedruckten Abbildungen.



Leipzig: G. Freytag. 1887. Prag: F. Tempsky.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

XI. Feste und festliche Spiele 1
XII. Das Theaterwesen 45
XIII. Kriegs- und Seewesen 105
XIV. Landwirtschaft, Gewerbe und Handel 144
XV. Die Sklaven 174

Verzeichnis der Abbildungen.

Figur — Seite

1. Anschirrung eines Wagens. Vasenbild, nach Gerhard, auserlesene Vasenbilder IV, 249 u. 250 9
2. Plan und Durchschnitt des großen Dionysostheaters in Athen. Nach der Zeitschr. f. bildende Kunst f. 1878 S. 193 . . . . , 48
3. Theater von Syrakus im gegenw. Zustande. Nach einer Photogr. 49
4. Theater von Syrakus, Grundriß Nach Strack, griech. Theater Taf. V, 1 50
5. Theater von Segesta, rekonstruiert. Nach Strack a. a. O. Taf. I . 51
6. u. 7. Tragische Maske. Terrakotta aus Vulci, nach Ann. d. Inst. 1881 tav. K 84
8. u. 9. Komische Maske. Desgl. ebd. tav. J 85
10. Komischer Schauspieler. Terrakotta nach Arch. Ztg. f 1854 Taf. 69, 3 86
11. Komischer Schauspieler. Terrakotta, nach Kekulé, Terrakotten von Sizilien Taf. 51, 5 87
12. Masken aus dem Andromeda-Mythus. Pompejanisches Wandgemälde nach Arch. Ztg. f. 1878 Taf. 3 89
13. u. 14. Tragischer Schauspieler. Elfenbeinstatuette nach Mon. d. Inst. XI, 13 91
Komödienszene (der kranke Chiron?). Vasenb., nach Elite céramogr. II, 94 95
Komödienszene (Abenteuer des Herakles). Vasenb., nach Arch. Vorlegebl. Ser. B, Taf. 32a 97
Komödienszene (Soldat und Parasit). Pompejan. Wandgemälde, nach Mus. Borbon. IV, 18 99
Kriegswagen. Vasenb., nach Compte rendu p. 1874 pl. 5 . . 109
u. 20. Krieger, sich rüstend. Vasenb., n. Gerhard a. a. O. IV, 269. 116 u. 117

21. Tötung des Dolon. Vasenb., nach Gerhard, Trinkschalen u. Gefäße, Taf. C 1 118
22. Achilleus verbindet den verwundeten Patroklos. Vasenb., nach Mon. d. Inst. I, 25 119
23. Abschied des Amphiaraos. Vasenb., ebd. III, 54 120
24. Ausrüstung eines Kriegers. Vasenb. des Duris, ebd. VIII, 41 . 121
25—27. Altgriechische Helme. Nach Helbig, Das homerische Epos, Fig. 70—72 122
28. Krieger beim Brettspiel. Vasenb., nach Mon. d. Inst. II, 22 . . 123
29. Tod des Memnon. Vasenbild, nach Gerhard, Trinkschalen u. Gefäße Taf. D 125
30—33. Lanzenspitzen aus Dodona. Nach Carapanos, Dodone et ses ruines pl. 57,8; 58,1; ebd. 3 u. 5 128
34—36. Schwerter aus Mykenä. Nach Helbig, a. a. O. Fig. 90, 86 u. 87. 129
37. u. 38. Schwerter aus italienischen Pfahlbauten. Ebd. Fig. 88 u. 89 . 129
39. Pfeilspitze aus Megalopolis. Ebd. Fig 94 133
40. u. 41. Griechische Sporen aus Dodona. Nach Carapanos a. a. O. pl. 52, 1 u. 2 135
42. Segelschiff. Vasenbild, nach Schreiber, Kulturhist. Atlas des Altertums Taf. 45, 11 137
43. Schiff des Odysseus. Vasenbild, nach Mon. d. Inst. I, 8 . . . 138
44. u. 45. Altertümliche Stachelschiffe. Vasenbilder, nach Helbig a. a. O. Fig. 3 u. 4 139
46. Zweirudriges Schiff. Vasenb., nach Schreiber a. a. O. Taf. 45, 12 . 140
47. Attische Triere. Relief, nach Ann. d. Inst. 1861 tav. M. 2 . . 141
48. Pflüger. Vasenb., nach Ber. d. Sächs. Gesellsch. d. Wissensch. f 1867 Taf. I, 1 148
49. Olivenernte. Vasenbild, ebd. Taf. III, 2 149
50. Handwerker in der Exomis. Terrakotta, nach Bullet. d. corresp. hellén. VII pl. 12 157
51. Schuster. Vasenb., nach Ber. d. Sächs. Gesellsch. a. a. O. Taf. III, 5 . 158
52. Schusterwerkstatt. Vasenbild, nach Mon. d. Inst. XI, 28, 1. . . 159
53. Schmiede. Vasenbild, ebd. Taf. 28, 2 161
54. Erzgießerei. Vasenb., nach Ber. d. Sächs. Gesellsch. a. a. O. Taf. V, 4 . 162
55. Vasenfabrik. Vasenb., nach Ann. d. Inst. 1876 tav. D E . . . 162
56. Garkoch (?). Terrakotta aus Tanagra, nach Arch. Zeitg. f. 1874. Taf. 14 165
57. Handel mit Silphion. Vasenb., nach Mon. d. Inst. I, 47 . . . 171
58. Sklave. Terrakotta, nach Bull. de corresp. hell. a. a. O. . . . 179

XI.

Feste und festliche Spiele.

Wie im modernen Leben, so tragen auch bei den Alten die meisten Feste, selbst wenn dieselben nicht direkt an den Gottesdienst und Götterglauben anknüpfen, sondern mit dem Wechsel der Jahreszeiten oder bestimmten regelmäßig wiederkehrenden Handlungen im Land- und Feldbau zusammenhängen, einen im wesentlichen religiösen Charakter. Der griechische Kultus hatte bereits an und für sich einen festlichen Anstrich. Daß mit den Opfern in der Regel größere Mahlzeiten verbunden waren, verlieh dieser Kultushandlung nicht minder einen solchen festlichen Charakter, als daß Gesänge und Tänze, teils von ernst feierlicher Weise, teils von mehr heiterer, selbst ausgelassener Art dabei nicht zu fehlen pflegten. Denn da man den oberen Gottheiten meist früh am Tage opferte, während die Opfermahlzeit erst am Nachmittage stattfand, so bot sich hinreichend Gelegenheit, zur Ausfüllung der Zwischenzeit allerhand Belustigungen vorzunehmen, unter denen dann neben Gesang und Tanz auch dramatische und gymnastische Aufführungen, welche bald den Charakter des Wettkampfes annahmen, ihren Platz erhielten; und ebenso ist es natürlich, daß, wenn die Opfer, wie es namentlich bei unterirdischen Gottheiten der Fall war, nachmittags oder abends stattfanden, sich daran eine Nachtfeier anschloß, die denn begreiflicherweise sehr häufig in ein etwas ausgelassenes Treiben überging. Derartige, halb mit dem Kultus

noch eng verbundene, halb für sich selbst bestehende oder an alte Volksspiele anknüpfende Belustigungen waren anfangs jedenfalls die von selbst sich ergebenden, aus dem heitern Sinn des Volkes entspringenden Zuthaten der zunächst rein religiösen Feiern; aber je gewöhnlicher es wurde, daß an die religiösen Feste solche Aufführungen und Lustbarkeiten sich anschlossen, umsomehr mußten sie zu einem integrierenden Teile derselben werden, und so kam es von selbst, daß sie gewissermaßen ebenfalls Bestandteile des Kultus, und ihre Vornahme nicht dem zufälligen Belieben der an den gottesdienstlichen Handlungen teilnehmenden Personen überlassen, sondern daß sie vom Staate oder von der Gemeinde in die Hand genommen und geordnet wurden.

Die vornehmlichsten Unterhaltungen, durch welche die rein rituelle oder ceremonielle Seite der religiösen Feste erweitert wurde, waren die folgenden: musikalische Aufführungen, teils vokaler, teils instrumentaler oder gemischter Art; Tänze, sowohl chorische als pantomimische; szenische Aufführungen; gymnastische Übungen; Prozessionen; Volksspiele u. a. m. Unter diesen sind es namentlich die ersten, die musikalischen, orchestischen, szenischen und gymnischen Aufführungen, welche schon frühzeitig zu Agonen, zu Wettkämpfen um ausgesetzte Preise für die tüchtigsten Leistungen wurden; mehrere darunter haben wir schon in ihren Einzelheiten betrachtet, andere werden noch weiterhin zu erörtern sein. Selbstverständlich wurden nicht alle Feste auf die gleiche Weise gefeiert; abgesehen von zahlreichen lokalen Verschiedenheiten ergaben sich namentlich durch den Charakter der Gottheit, zu deren Ehren ein Fest gefeiert wurde, selbst wiederum nach den einzelnen Phasen des Mythus dieser Gottheit, bedeutende Unterschiede, welche sich nicht bloß in der Art der Feier, sondern auch hinsichtlich der daran Teilnehmenden zeigten, indem manche Feste von beiden Geschlechtern gemeinsam, andere aber nur von dem einen der beiden Geschlechter mit Ausschluß des andern begangen wurden. Vor allem aber ist auf einen Punkt aufmerksam zu machen, durch welchen sich die hellenischen Feste

ganz wesentlich von unsern modernen, mit dem christlichen Kultus zusammenhängenden unterscheiden. Während nämlich das christliche Dogma es mit sich bringt, daß die großen Feste für sämtliche Bekenner des gleichen Glaubens auch zu gleicher Zeit fallen und an allen Orten der zivilisierten Welt am selben Tage gefeiert werden (von der durch den Kalenderunterschied verursachten Verschiebung bei den Griechisch-Katholischen abgesehen), giebt es im griechischen Kultus keine solche, der gesamten hellenischen Welt gemeinsame religiöse Feiertage. Es giebt zwar eine Anzahl von Nationalfesten, und wir werden auf dieselben alsbald zu sprechen kommen, welche für alle Hellenen von gleichmäßig höchster Bedeutung sind: aber dieselben werden nicht an jedem Orte für sich, sondern nur an einem bestimmten Orte ein jedes gefeiert und geben daher, indem von allen Seiten her die Teilnehmer zur Festfeier dorthin zusammenströmten, die regelmäßig wiederkehrende Veranlassung zu großen nationalen Vereinigungen; bei der großen Zersplitterung des Landes die einzige Gelegenheit für die Hellenen, das Gefühl der Zusammengehörigkeit wach zu halten und zu stärken. Sonst aber feiert jedes Land, zum Teil jede Stadt oder Gemeinde ihre eigenen Feste, hat ihren besonderen Festkalender; die Verschiedenheiten, welche innerhalb des allgemeinen griechischen Götterglaubens sich finden und die meist auf's engste mit nationalen Traditionen und Stammesbesonderheiten zusammenhängen, machen sich eben auch im Kultus geltend. Und wenn es auch bestimmte Feste gab, welche in den meisten griechischen Staaten gleichmäßig begangen wurden, so fielen sie doch keineswegs überall auf den gleichen Tag, sondern sehr häufig an verschiedenen Orten auf verschiedene Zeiten, was zum Teil damit zusammenhing, daß es im griechischen Altertum kein gemeinschaftliches Kalenderwesen gab. Ebenso waren auch die Festgebräuche je nach den Orten der Feier sehr abweichend; nur von den wenigsten derselben wissen wir genaueres, am eingehendsten sind wir über den attischen Festkalender und die dort üblichen Bräuche unterrichtet,

obwohl es auch da an bedeutenden Lücken nicht fehlt. Zunächst aber wenden wir uns der Betrachtung der großen hellenischen Nationalfeste zu, welche in Olympia, Delphi, Nemea und auf dem korinthischen Isthmus begangen wurden.*)

Unter diesen sind die Olympien, wenigstens in ihrer allgemein-nationalen Bedeutung, die ältesten. Das Fest resp. die damit verbundenen Spiele bestanden freilich schon lange vor dem Jahre 776 v. Chr., von wo ab man zuerst die regelmäßige Wiederkehr desselben für die Zeitrechnung zu benutzen anfing; indessen kann es erst von da an als ein wirklich nationalhellenisches bezeichnet werden. Die Pythien begannen die Zeitrechnung ihrer Spiele erst 586, die Isthmien 582 und die Nemeen 573. Das olympische und das pythische Fest wiederholte sich nach je vier Jahren, die beiden andern alle zwei Jahre; und zwar fielen die Olympien immer in den ersten Vollmond der Sommersonnenwende, die Pythien in den Nachsommer des dritten Jahres einer Olympiade; dagegen ist bei den beiden andern Festen die chronologische Bestimmung nicht mit Sicherheit zu geben und nur so viel gewiß, daß die Isthmien in die Mitte des Sommers, die Nemeen abwechselnd in den Winter oder Sommer fielen. Bei allen lag die Hauptbedeutung neben den gewöhnlichen Kultusbräuchen, als Gebeten, Opfern u. dgl. vornehmlich in den damit verbundenen Kampfspielen; alle vier hatten auch eine solche Bedeutung weit über die Grenzen der engeren Heimat hinaus erlangt, daß die meisten griechischen Staaten sich durch offizielle Festgesandtschaften (sog. Theorieen) daran beteiligten, und daß von weither die Mengen der Schaulustigen herzuströmten, was hinwiederum Anlaß dazu gab, daß in der Regel mit diesen Festversammlungen eine große Handelsmesse verbunden war; und diese Allgemeinheit der Festfeier verlieh zugleich denselben den Charakter der Unverletzlichkeit un-

*) Vgl. J. H. Krause, Ἑλληνικά, Abt. I: Olympia. Wien 1838; Abt. II: Pythien, Nemeen und Isthmien. Leipzig 1841.

bewirkte, daß selbst in Kriegszeiten dieselben nicht ausgesetzt zu werden brauchten, da während der Dauer der Festspiele Waffenruhe herrschte und ein allgemeiner Gottesfriede allen Festteilnehmern gestattete, unbehelligt von Waffengetümmel den Festort aufzusuchen, sobald die Friedensherolde den Beginn des heiligen Monats zunächst im eigenen Lande, dann in den teilnehmenden hellenischen Staaten verkündigt hatten.

Bei weitem am eingehendsten sind wir über die Festfeier von Olympia, welche auch an allgemeiner Bedeutung die andern weit überragte, unterrichtet.*) Die hauptsächlichste Bedeutung beanspruchen hier die gymnischen Spiele, denn diese waren es vornehmlich, um deren willen die Teilnehmer aus den entferntesten Gegenden der alten Welt nach der Ebene des Alpheios zusammenströmten, wie denn auch der Mythus die Entstehung des Festes überhaupt auf agonistischen Ursprung zurückführte. Zur Teilnahme an den Wettkämpfen war jeder freigeborene Hellene berechtigt; Barbaren wurden, wenigstens in der Glanzzeit der olympischen Feste, strengstens zurückgewiesen, und erst in der römischen Kaiserzeit, als die Blütezeit des Festes schon lange vorbei war, wurde von dieser Praxis abgegangen. Ausgeschlossen waren ferner alle, welche durch eine Blutschuld oder sonst einen schweren Frevel belastet oder ihrer bürgerlichen Ehren verlustig gegangen waren, weshalb vor dem Beginn der Wettkämpfe eine genaue Prüfung aller zur Teilnahme sich meldenden stattfand. Ursprünglich werden nur Jünglinge und Männer zugelassen; seit 632 ließ man aber, wenigstens für einige bestimmte Kampfarten, auch Knaben auftreten. Wenn aber auch Frauen als konkurrierend oder als Siegerinnen in den olympischen Spielen genannt werden, so ist das nicht so zu verstehen, als ob dieselben persönlich dabei aufgetreten wären: da beim Wagenrennen und beim Wettreiten nicht der Besitzer

*) E. Curtius, Olympia. Berlin 1852. Ad. Böttiger, Olympia. Das Fest und seine Stätte. 2. Aufl. Berlin 1886.

des Pferdes in Person zu kutschieren oder zu reiten brauchte, so konnten auch reiche Frauen, die sich mit Pferdezucht abgaben, ihre Pferde in Olympia rennen lassen und für diese, da nicht der Lenker oder Reiter, sondern der Züchter und Besitzer der Pferde bekränzt wurde, den Preis erhalten.

Die in Olympia stattfindenden Wettkämpfe waren lediglich gymnische (turnerische) und hippische (ritterliche); musische (d. h. musikalische und poetische) waren gänzlich ausgeschlossen. Aber die glanzvolle Entwickelung der gesamten Gymnastik, wie sie die olympischen Agone boten, hatte erst sehr allmählich sich vollzogen. Ursprünglich bestand der Agon bloß im einfachen Wettlauf, und noch die ersten dreizehn Olympiaden seit Beginn der Zählung kannten keinen andern. Dann (724) wurde der Doppellauf, bald darauf der Dolichos eingeführt. Im Jahre 708 tritt der Fünfkampf hinzu, und damit erscheinen die wichtigsten gymnastischen Übungen, Sprung, Speer- und Diskoswurf und Ringkampf neben dem Wettlauf auf dem Kampfplan, um fortan einen der anziehendsten Teile des ganzen Agons zu bilden. 688 tritt der Faustkampf hinzu, 680 das Wagenrennen mit Viergespannen ausgewachsener Rosse, 648 das Wettreiten und das Pankration. Damit war die Summe aller in die Kampfspiele von Olympia aufgenommenen Kampfarten geschlossen; was sonst noch neues hinzukam, sind kleinere Modifikationen, die sich teils durch die schon erwähnte Zulassung der Knaben, welche zuerst im Wettlauf und Ringkampf, vorübergehend im Pentathlon, dann auch im Faustkampf und erst ziemlich spät (200 v. Chr.) auch im Pankration sich um einen Kranz bewerben durften, sich ergaben, teils durch die im J. 520 erfolgende Einführung des Waffenwettlaufs, sowie i. J. 408 durch die Zulassung von Wettfahrten mit Zweigespannen ausgewachsener Hengste. Die Versuche, auch Maulesel und Stuten zuzulassen, wurden bald wieder aufgegeben, dagegen Vier- und Zweigespanne von Fohlen sowie auch Wettreiten mit Fohlen eingeführt. Aus der großen Menge dieser Kämpfe ergiebt sich von selbst, daß der Agon schon sehr

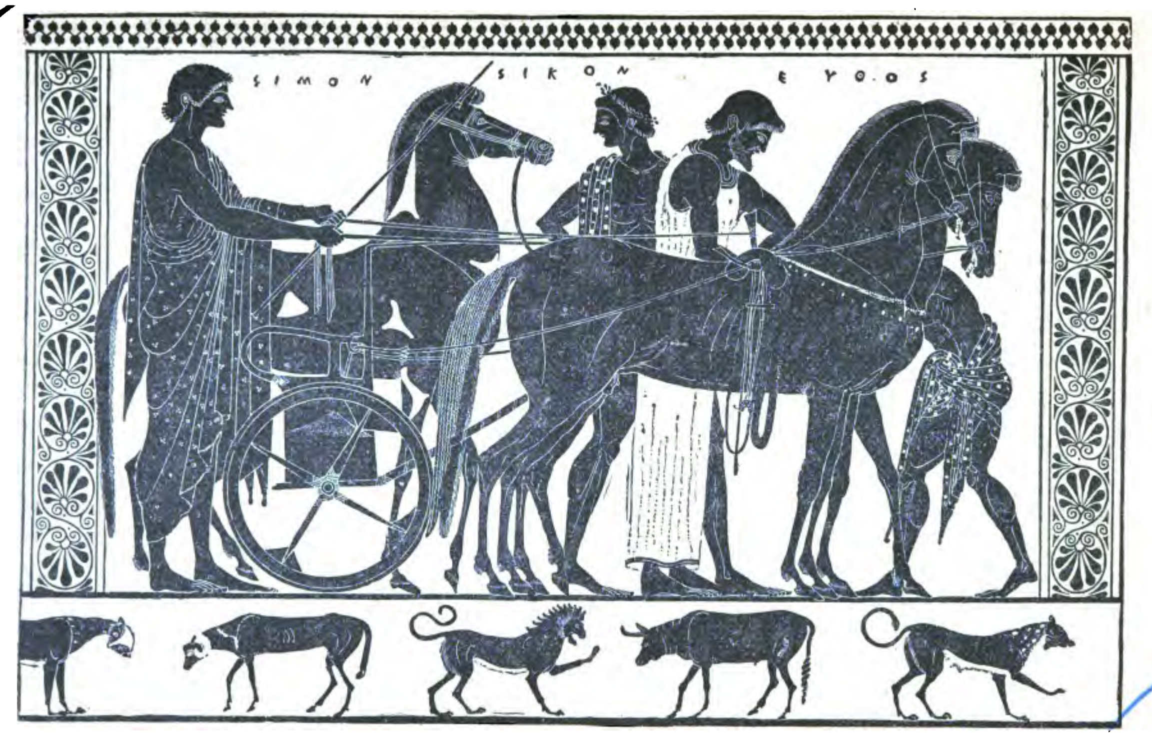
bald nicht mehr, wie es anfangs der Fall war, auf einen Tag beschränkt bleiben konnte, was auch die Mühe des Hinreisens aus weiter Ferne nicht verlohnt haben würde. Von Zeit zu Zeit wurde mit Aufnahme neuer Kämpfe auch ein neuer Tag dem Feste zugefügt, sodaß, als die Reihe der Kämpfe geschlossen war, die Dauer derselben zusammen mit den andern Festlichkeiten fünf Tage in Anspruch nahm, welche in der Weise eingeteilt waren, daß die drei mittleren Tage nur den Kampfspielen, der erste und letzte aber den allgemeinen und einzelnen Opferhandlungen, den Prozessionen und Festmahlzeiten zufielen.

Wir haben die gymnischen Übungen bereits in einem früheren Abschnitt betrachtet; hier müssen wir noch näher auf die hippischen Kämpfe eingehen, unter denen das Wettfahren mit Viergespannen von jeher als eines der glänzendsten Schauspiele betrachtet wurde. Man bediente sich dabei jener leichten zweirädrigen Wagen, welche man in der heroischen Zeit im Kampfe gebraucht hatte; dieselben hatten meist vierspeichige Räder und einen hinten offenen, nach vorn durch eine kreisrunde Brüstung abgeschlossenen Wagenkasten mit gebogenen, nach hinten zurückstehenden Bügeln, welche beim Aufspringen zum Anhalten dienten; vgl. das Vasengemälde Fig. 1. Wir sehen hier die Vorbereitung zum Fahren dargestellt; der Wagenlenker, nach altem Brauch im langen Gewande, steht hinter den beiden vor den Wagen gespannten Rossen und scheint im Begriff, ihre Anschirrung zu vollenden, wobei ihm ein Diener im kurzen Lendenschurz behilflich ist; ein anderer Diener führt ein drittes Pferd, welches zweifellos ebenfalls noch vor den Wagen gespannt werden soll, herbei, während der Herr des Wagens einstweilen die Zügel und den Stachelstab (Kentron), womit die Pferde angetrieben werden, in der Hand hält. Die Bespannung pflegte in der Weise zu geschehen, daß die beiden Mittelpferde unter einem, an der Spitze der nach vorn in die Höhe stehenden Deichsel angebrachten Joche liefen, während die äußeren Pferde zu beiden Seiten an Strängen zogen, welche an

einem, an der Rückseite des Wagenbügels befindlichen Ringe angebunden waren. Die Zügel liefen sämtlich durch einen oberhalb der Deichsel angebrachten Ring oder Öhr; außerdem war der Pflock, an dem dieser Ring befestigt war, mit einem, auf der Brüstung des Wagenkorbes senkrecht stehenden Stabe durch eine straff gezogene Leine verbunden, deren Zweck nicht klar ist; vielleicht sollte dadurch ein gewisses Gleichgewicht hergestellt werden zwischen dem durch die Last des Lenkers beschwerten Wagen, welcher nach hinten heruntergedrückt wurde, und dem Druck nach vorn, den die Deichsel beim Anziehen der Pferde erhielt. Andere Details der Anschirrung, des Zaums u. s. w. sind zum Teil ebenfalls aus unserer Abbildung ersichtlich.

Der Ort, an welchem das Wettfahren stattfand, war der Hippodrom; derselbe ist in Olympia aber vollständig zerstört, sodaß wir hinsichtlich seiner Anlage ganz auf die Angaben des Pausanias angewiesen sind, von dem wir freilich über die Länge der von ausgewachsenen Rossen zweimal zu umkreisenden Bahn gar nichts erfahren. Dagegen beschreibt er eingehend die Einrichtung der Ablaufsstände, welche ziemlich kompliziert war, damit kein Preisbewerber vor dem andern einen Vorzug hätte, indem er entweder früher als ein anderer abfahren konnte oder ein kürzeres Stück zu durchfahren nötig hatte. Zu diesem Zweck waren die beiden Längsseiten des gestreckten Hippodroms von ungleicher Länge, nämlich die, an deren Ende das Ziel und die Sitze der Preisrichter sich befanden, etwas kürzer, als die andere; die Wagenstände aber waren nicht in gerader Linie als Verbindung zwischen die Anfangspunkte der Langseiten gelegt, sondern in Kreissegment-Form. Bei der Abfahrt wurden die Seile, welche das Abfahren der Wagen vor dem gegebenen Zeitpunkt verhindern sollten, nicht alle zugleich, sondern nacheinander in der Weise fallen gelassen, daß die Wagen der entfernten Stände (an den Enden des Kreisbogens) zuerst abfuhren und mit denen der näheren Stände, die ein paar Sekunden später abfuhren, gleichzeitig an einem Punkte zusammentrafen, sodaß das Wett-

Fig. 1.



Anschirrung eines Wagens.

fahren von da ab unter gleichen Bedingungen vor sich ging. Das Zeichen zum Beginn des Fahrens wurde, abgesehen von Trompetensignalen, dadurch gegeben, daß infolge eines künstlichen Mechanismus ein am Anfang der Bahn an erhöhtem Platze angebrachter eherner Delphin niedersank und dafür ein bis dahin auf einem Altar ruhender Adler mit ausgebreiteten Schwingen in die Höhe stieg. Fielen auf dieses Zeichen die Schranken, so fuhren die Wagen in der angegebenen Reihenfolge heraus, der längeren Seite der Rennbahn entlang und mit Umwenden zur kürzeren Langseite, und es begann damit jenes aufregende Schauspiel, dessen glanzvolle Schilderungen bei Homer (in der Beschreibung der Leichenspiele zu Ehren des Patroklos) und Sophokles (in der Elektra) wohlbekannt sind. Dem zuerst am Ziele, in dessen Nähe die Kampfrichter saßen, angelangten wurde der vielerstrebte Siegerlohn, der Kranz, zu teil; doch scheinen auch die demnächst folgenden nicht ganz ohne Auszeichnung geblieben, mindestens durch eine Belobigung belohnt worden zu sein.

Dies Wettfahren mit vier ausgewachsenen Rossen blieb immer am beliebtesten; daß dazwischen auch Zweigespanne fuhren und daß auch Fohlen laufen durften, wogegen das Fahren mit Maultieren nur vorübergehend eingeführt war, haben wir schon erwähnt. Als das Wettreiten aufkam, fand auch diese ritterliche Übung großen Anklang, wenn sie auch niemals jene hohe Bedeutung erlangte, welche das Wettfahren für die olympischen Spiele gehabt hat. Übrigens war, wie gleichfalls schon erwähnt, in beiden Übungen nicht sowohl der Wagenlenker und Reiter, als der Pferdezüchter der Sieger; und wenn es auch sehr häufig war, daß der Besitzer selbst oder ein Sohn desselben fuhr resp. ritt, so war es doch nicht minder gewöhnlich, ja vielleicht noch häufiger, daß es Fremde waren, oft wohl auch zunftmäßige Lenker und Reiter, welche gegen Lohn, wie heutzutage bei den Pferderennen die Jockeys, sich den Pferdebesitzern vermieteten. Anstatt des Kranzes, der ihnen im Fall des Sieges nicht zu teil werden konnte, erhielten sie eine Siegerbinde (Taenie).

Die **Kampfrichter**, welche den bedeutungsvollen Namen der **Hellanodiken** führten, waren eine von den Eleern, in deren Gebiet die Spiele stattfanden, bestellte Behörde. Ihre Zahl hat im Laufe der Zeit gewechselt. Nachdem zuerst im Jahre 576 zwei durchs Los gewählte Bürger mit der Anordnung und Überwachung der Olympien betraut worden waren, wurden 100 (oder mehr) Jahre darauf neun Hellanodiken angestellt, und zwar drei für die hippischen Agone, drei für das Pentathlon und drei für die übrigen Kämpfe; zu diesen neun trat bald darauf noch ein zehnter hinzu, doch wurde die Zahl vorübergehend wieder auf acht reduziert, um später wieder auf zehn zu steigen und dabei zu verbleiben. Ihre Wahl erfolgte auch späterhin durchs Los. Bei der ungemeinen Bedeutung, welche ihr Urteil hatte, war die Übernahme dieses verantwortlichen Amtes keine Kleinigkeit; wie die Athleten einen längeren Kursus zur Vorbereitung auf die Kämpfe durchmachten, so mußten auch die Hellanodiken in einem besonderen Gebäude auf dem Markte von Elis, in dessen Säulenhallen sie den größten Teil des Tages zubrachten, sich zehn Monate lang durch die Nomophylakes auf ihr Amt vorbereiten lassen, namentlich sich genaue Kenntnis der gymnastischen Regeln erwerben. War die Zeit der Spiele gekommen, so legten sie im Buleuterion zu Olympia vor dem Altar des Zeus Herkeios zusammen ihren Amtseid ab, der sich ebenso wie ihre Amtsdauer jedenfalls nur auf eine einzelne Festfeier erstreckte.

Ihre Aufgaben waren: die Anordnung des Agons und aller damit verbundenen Festlichkeiten; die Prüfung der auftretenden Kämpfer hinsichtlich ihrer Berechtigung; die Beaufsichtigung der im Gymnasion stattfindenden Vorübungen der Athleten und ihrer Lehrer; die Sorge dafür, daß die Athleten in den Kampfarten, die sie gewählt hatten, auch wirklich auftraten, sowie daß bei den Kämpfen selbst alles nach feststehender Ordnung vor sich ging, daß keine Verletzung der Kampfgesetze vorkam resp. ungeahndet blieb; sie waren daher auch mit Strafgewalt ausgerüstet

und berechtigt, recht bedeutende Bußgelder aufzulegen, unter Umständen selbst Körperstrafen zuzuerkennen. Schließlich hatten sie über den Sieg, der ja immer keineswegs unzweifelhaft sicher war, zu bestimmen, nötigenfalls durch Stimmenmehrheit, wenn sie untereinander uneinig waren; ein Kämpfer, der sich zurückgesetzt glaubte, konnte zwar gegen ihr Urteil an den Rat (Bule) von Olympia appellieren, aber den Sieg konnte er dadurch nicht mehr zugesprochen erhalten, höchstens erreichte er, wenn sich herausstellte, daß die Hellanodiken im Unrecht waren, deren Verurteilung zu einer Geldbuße. Den Hellanodiken standen zur Aufrechterhaltung der Ordnung und zur Vollstreckung ihrer Anordnungen Unterbeamte, denen die niedere Polizei für den Festort oblag, zur Seite, wie auch jedenfalls das ganze dienstthuende Personal, welches bei der ungeheuern Menge von Zuschauern und Kämpfern nicht klein war, unter ihren Befehlen stand.

Was dann die Reihenfolge der Kämpfe und die Einteilung der Festlichkeiten auf die fünf Tage der Feier überhaupt anlangt, so sind wir zwar nicht über alle Details derselben genau unterrichtet, im allgemeinen aber können wir uns ungefähr den Verlauf folgendermaßen denken. Als eine Art Vorfeier kann man den Einzug der von den hellenischen Staaten abgesandten Vertreter, der sog. Theoren betrachten. Denn jeder Staat hielt darauf, daß seine Abgesandten möglichst viel Pracht entwickelten, weshalb man auch stets die reichsten Leute dazu aussuchte. Wie diese Theorien bei den feierlichen Festprozessionen mit ihren Wagen und Pferden, ihrem Reichtum an kostbaren Geräten u. dgl. prunkten, so mochten sie wohl schon bei ihrer Ankunft im Alpheiosthale sich in glänzender Weise präsentieren und so fand die Schaulust der herbeigeströmten Zuschauermengen schon vor Beginn des Festes mannigfaltige Befriedigung. Eröffnet wurde das ganze Fest zweifellos durch ein Opfer an Zeus, zu dessen Ehren ja die Spiele überhaupt veranstaltet wurden und der ihr oberster Leiter war. Sodann aber wurden

an diesem ersten Tage die Kampfrichter, die zu den Kampfspielen sich meldenden Athleten und die mit den letzteren gekommenen Turnlehrer im Rathause zu Olympia vereidigt. Nach Darbringung eines Schweineopfers mußten die Kämpfer schwören, daß sie im vollen Besitz der bürgerlichen Ehren seien, alle Bedingungen, die für die Zulassung notwendig waren, erfüllt hätten und sich den gesetzlichen Vorschriften willig zu fügen bereit seien. Eine Prüfung ihrer Berechtigung zur Teilnahme fand übrigens trotz dieses Eides (wahrscheinlich aber schon vorher) statt; es galt dabei nicht bloß, den Nachweis der bürgerlichen Berechtigung, d. h. der freien Geburt und der vollen Bürgerrechte zu führen, sondern auch die vorschriftsmäßige Vorbereitung auf die Kämpfe durch die oben geschilderte athletische Diät mußte nachgewiesen werden, weshalb eben die Anwesenheit der die Einübung der Athleten leitenden Gymnasten bei Prüfung und Eidesleistung, wenn nicht unerläßlich, so doch jedenfalls sehr erwünscht war. Ebenso wurden die Pferde für Wagen und Wettrennen geprüft. Unsicher ist, ob die Auslosung der einzelnen Kämpfer in Gruppen schon an diesem ersten Tage stattfand. Der Losung ging ein Gebet an Zeus Moiragetes, den Lenker des Geschickes, vorauf; dann losten die Wagenlenker um die Stände in den Ablaufschranken, die andern um die Reihenfolge des Auftretens. Die Wettläufer wurden in Abteilungen, wahrscheinlich zu je vier Mann, geordnet; das Los entschied über die Reihenfolge der einzelnen Abteilungen, und die Sieger in diesen hatten dann noch einmal unter sich um den Preis zu laufen; doch gilt dies Verfahren vermutlich bloß vom einfachen und vom Doppellauf, da für den schwereren Dolichos und den Waffenlauf wahrscheinlich niemals so viele Anmeldungen da waren, daß man mehrere Abteilungen hätte machen müssen. Ringer, Faustkämpfer und Pankratiasten losten auf diese Weise, daß kleine, paarweise mit den gleichen Buchstaben bezeichnete Lose in eine Urne gethan wurden, aus welcher jeder Athlet ein Los zog. Diejenigen, welche die gleichen Buchstaben gezogen hatten, wurden dann zusammen-

gestellt und kämpften miteinander; die Sieger mußten sodann aufs neue antreten (wenn mehr als zwei Sieger waren, mußte vermutlich abermals in der bezeichneten Weise gelost werden), bis zuletzt bloß noch ein Paar übrig blieb, von denen der eine als Sieger hervorging. Hierbei kam es dann freilich vor, daß entweder schon bei der ersten Losung oder bei einer späteren die Zahl der Kämpfer eine ungleiche war, einer also übrig blieb, welcher keinen Gegner gefunden hatte. Dieser hieß der Ephedros, und es galt für ein großes Glück, wenn man beim Lose Ephedros wurde. Allerdings war es wohl ein ganz seltener Glückszufall, daß jemand in sämtlichen Losungen Ephedros blieb und also nur zuletzt mit ganz ungeschwächten Kräften gegen einen Gegner zu kämpfen hatte, der schon mehrere Male zum Wettkampf angetreten war; aber auch wer nur einmal Ephedros geworden war, hatte den andern gegenüber einen Vorteil. Es lag darin freilich eine gewisse Ungerechtigkeit, man scheint aber keinen andern Ausweg aus dem Dilemma gefunden zu haben; auch mochte in den meisten Fällen, wenn die jedesmaligen Sieger und der Ephedros aufs neue losen mußten, der Zufall das seinige thun, daß die Bevorzugung eines einzelnen nicht zu groß werde. Ein noch größeres Glück war es, wenn jemand ohne jeden Kampf den Kranz erhielt, was z. B. der Fall war, wenn für die betreffende Kampfart bloß zwei sich gemeldet hatten und der eine davon sich nicht zur rechten Zeit gestellt hatte oder den Kampf nicht wagte und zurücktrat; gar mancher gefürchtete Athlet konnte so schon durch den bloßen Schrecken seines Namens sich den Preis erwerben.

Vom zweiten bis vierten Tage fanden die gymnischen und hippischen Agone statt; wahrscheinlich die der Knaben am zweiten, die der Männer am dritten und vierten Tage. Über die Reihenfolge weiß man freilich nichts bestimmtes; immerhin ist eine ziemlich wahrscheinliche Vermutung*), daß am dritten Tage zu-

*) Vgl. Holwerda in der Archael. Zeitung f. 1880 S. 169 ff.

erst das Wettlaufen (und zwar in der Reihenfolge: Dolichos, einfacher und Doppellauf), dann Ringen, Faustkampf und Pankration vorgenommen wurde, am vierten Tage dagegen die hippischen Agone des Pentathlon und zum Schluß der Waffenlauf. Es mußte dabei mehrfach ein Wechsel des Lokales stattfinden, da die hippischen Agone im Hippodrom, Wettlauf, Pentathlon und die andern gymnischen Kämpfe aber im Stadion stattfanden. Denn wenngleich in Olympia auch ein Gymnasion war, so konnte dies doch die Menge der Zuschauer nicht so gut fassen, wie das Stadion, und es waren daher Palästra und Gymnasion in Olympia lediglich für die Vorübungen der zu dem Wettkampf dorthin gekommenen Preisbewerber bestimmt. — Am letzten Tage erfolgte die Preisverteilung. Der Preis war bekanntlich der denkbar einfachste: ein schlichter Kranz von Olivenzweigen, welche ein Knabe, von dem nach altem Ritus beide Ältern noch am Leben sein mußten, mit goldenem Messer von einem im Hain Altis stehenden wilden Ölbaume abgeschnitten hatte. Ein anderes äußeres Zeichen des Sieges war der dem Sieger verliehene Palmzweig, weshalb die Palme häufig als Siegessymbol bei den Statuen von Olympioniken angebracht wurde. Für die zur Verteilung bestimmten Kränze, welche früher auf einen ehernen Dreifuß gelegt wurden, war von Kolotes, einem Schüler des Pheidias, ein prachtvoller Tisch aus Gold und Elfenbein gefertigt worden, welcher gewöhnlich im Heraion aufbewahrt wurde. — Einer der Hellanodiken hatte die Aufgabe, das Haupt des Siegers mit dem Kranze zu schmücken, nachdem dasselbe zuvor mit einer wollenen Binde umwunden worden. Mit dieser feierlichen Handlung war zugleich das Ausrufen des Namens des Siegers nebst dem seines Vaters und seiner Heimatstadt durch die Stimme des Herolds verbunden. Bei dem hohen Werte, welchen die Alten auf den Sieg in den olympischen Spielen legten, war dieser stolze Augenblick, wo unter lautem Jubel des Volkes und gewissermaßen unter den Augen von ganz Hellas der Sieger seinen verdienten Lohn empfing, wohl geeignet, für

alle Strapazen und Mühen, welche die Vorbereitung zu dem Wettkampfe erfordert hatte, hinreichend zu entschädigen, ganz abgesehen von den mancherlei andern Ehren, welche dem Sieger sowohl in Olympia selbst als daheim zu teil wurden und von denen früher*) die Rede gewesen ist.

Der Verkündigung der Sieger folgten dann, ebenfalls am fünften Tage, Opfer und Festmahlzeit. Zwar ob das große Hauptopfer der Eleer, eine dem Zeus als höchsten Kampfordner dargebrachte Hekatombe, ebenfalls auf den Schluß des Festes fiel oder vielmehr dasselbe eröffnete, ist nicht bestimmt überliefert; aber sicher ist, daß zahlreiche Dankopfer sowohl der einzelnen Sieger als der von den fremden Staaten geschickten Gesandtschaften an diesem letzten Tage stattfanden. Vielfach wurde das Dankopfer des Siegers mit dem seiner Landsleute verbunden; denn auch der Staat, welchem der Sieger angehörte, fühlte sich ja durch seinen Sieg geehrt, und die möglichste Entfaltung von Pracht beim Opfer sowohl als bei der damit verbundenen Prozession war den Theorien von ihren Auftraggebern zur Pflicht gemacht. Diese feierlichen Umzüge, welche den letzten Festtag zu einem besonders glänzenden gestalten mochten, fanden unter Musikbegleitung bei Flöten- und Kitharspiel, wohl auch mit Chorgesängen, statt und bewegten sich wahrscheinlich zunächst um die Opferaltäre herum, während auf diesen die Flammen der Brandopfer loderten, berührte aber namentlich auch weiterhin noch alle geweihten Plätze der heiligen Altis.

Am Nachmittage vereinigte das große Festmahl, welches die Eleer den Siegern gaben, diese sämtlich im Prytaneion; damit war der Jubel aber noch nicht zu Ende, denn nun folgten erst am Abend und bis tief in die Nacht hinein die einzelnen Festschmäuse, welche die Sieger ihren Verwandten und Freunden die zum Feste herbeigeeilt waren, gaben und die je nach den Mitteln des Festgebers mehr oder weniger glänzend ausfielen.

*) Bd. II, S. 137.

obgleich allerdings der Staat, welchem der Sieger angehörte, bisweilen einen Teil der Kosten übernehmen mochte. Musik und Gesang verschönerten auch diese festlichen Zusammenkünfte, und namentlich hierbei war es, wo neben alten Gesängen auch wohl mitunter schon die eigens zum Lobe des Siegers und seines Geschlechts gedichteten Siegeslieder (Epinikien) ertönten, falls es möglich gewesen war, in der kurzen Frist ein solches Preislied zu dichten, zu komponieren und einzustudieren. Doch kamen die meisten Epinikien, namentlich die uns erhaltenen des Pindar, nicht bei dieser Gelegenheit, sondern erst bei den in der Heimat zu Ehren des Siegers veranstalteten, nicht selten sich jährlich wiederholenden Festlichkeiten zur Ausführung.

War hiermit gewissermaßen das offizielle Programm der olympischen Festfeier erschöpft, so fehlte es daneben nicht an allerlei andern Unterhaltungen oder Vorführungen; denn die Gelegenheit, vor einer so großen Menge von Landsleuten aufzutreten und sich mit einem Schlage bekannt zu machen, war namentlich für Dichter und Schriftsteller, denen ja damals nicht ein entwickelter Buchhandel zur Seite stand, sehr verlockend. Diese Sitte, vor versammeltem Volke in Olympia Vorträge zu halten oder Dichterwerke vorzulesen, kam im fünften Jahrhundert auf, wo zuerst Herodot den Anfang gemacht haben soll, indem er ein Bruchstück seiner Geschichte in Olympia vorlas, eine Anekdote, die freilich nicht über jeden Zweifel erhaben ist. Aber Thatsache bleibt, daß von jener Zeit ab derartige Rezitationen gewöhnlicher werden; so traten der Sophist Gorgias und der Eleer Hippias hier mit größeren Reden auf; ebenso hielten Prodikos, Anaximenes, Lysias, Isokrates u. a. Vorträge in Olympia, und auch später noch war dergleichen keineswegs selten. Ungewöhnlicher war es, daß auch Kunstwerke bei diesem Anlaß öffentlich aufgestellt wurden, wie es der Maler Aëtion mit seinem Gemälde der Hochzeit Alexanders d. Gr. und der Rhoxane machte, oder wie der Astronom Oinopides von Chios eine eherne Tafel, welche eine von ihm erfundene neue Methode der Zeitrechnung

veranschaulichen sollte, ausstellte, freilich ohne Glück mit seinem verfehlten Versuche zu machen. Auch noch in anderer Weise wurde diese Öffentlichkeit der olympischen Festvorstellungen benutzt, indem nämlich wichtige Aktenstücke, als Belobigungsdekrete, Bündnisse mehrerer Staaten, gegenseitige Anerkennung verdienstlicher Handlungen, Bekränzungsbeschlüsse und sonstige Dekrete von Bedeutung, welche man möglichst schnell zur allgemeinen Kenntnis zu bringen wünschte, durch die feierliche Stimme des Herolds verlesen und in Erz oder Stein gegraben in der Altis aufgestellt worden.

Bei den Wettkämpfen zuzuschauen und an den sonstigen Feierlichkeiten teilzunehmen war jeder freie Mann berechtigt, welchem seine Mittel es erlaubten, die Reise zu machen und den Aufenthalt am Festorte zu bestreiten. Selbstverständlich war die Beteiligung aus den benachbarten Staaten des Peloponnes immer am größten; doch kamen viele Leute auch aus sehr weiten Entfernungen herbeigeeilt. Ebenso zeigte sich die Teilnahme, welche diese Spiele überall erregten, darin, daß die mannigfaltigsten Stände vertreten waren und auch Männer von höchster geistiger Bedeutung gern hinkamen. Staatsmänner und Feldherrn, wie Themistokles, Kimon, Philopoemen; Philosophen wie Thales, Chiron, Pythagoras, Sokrates, Plato; Redner wie Gorgias, Lysias, Demosthenes; Dichter wie Pindar, Simonides, finden wir unter der Zuschauerzahl; und wenn auch Urteile bei Dichtern (namentlich bei Euripides) und Philosophen nicht fehlen, welche sich über den Wert der in Olympia vorgeführten Kunstfertigkeiten ziemlich geringschätzig aussprechen, so blieben diese Stimmen doch immer vereinzelt und vermochten weder die Beliebtheit der Spiele noch den Ruhm der Sieger in den Augen des großen Publikums zu vermindern. Diese Teilnahme zeigt sich aber auch in der Ausdauer, mit welcher die Zuschauer bei den gerade in die heißeste Jahreszeit fallenden und den größten Teil des Tages dauernden Spielen von der frühen Tagesstunde an, zu welcher man nach Hippodrom und

Stadion wanderte, um sich einen guten Platz zu sichern, bis zum späten Nachmittag, wo manchmal erst die Entscheidung fiel, ausharrte und all die Hitze, Staub, Gedränge und Durst ertrug, stehend oder hockend, wie es gerade der Raum bot, mit jener Geduld und Abhärtung, wie sie nur der Südländer bei derartigen Gelegenheiten zeigt. Daß es während der Kämpfe an lauten Bezeugungen der Teilnahme, an aufmunternden oder spottenden Zurufen, an Jubel und Klagelauten nicht fehlte, ist ebenfalls bei den Südländern, bei welchen jeder Affekt sich auch äußerlich in lebhaftester Weise zu verraten pflegt, ganz begreiflich. — Frauen durften den Spielen nicht zusehen; die Angabe, daß die elischen Jungfrauen eine Ausnahme von dieser Regel gemacht hätten, verdient schwerlich Glauben. Diejenigen Frauen oder Mädchen, welche etwa mit zum Feste gekommen waren, um als Kämpfer auftretende Männer, Söhne oder Brüder zu begleiten, mußten sich am jenseitigen Ufer des Alpheios aufhalten. — Der große Zufluß von Zuschauern hatte auch die weitere Folge, daß nicht nur durch Erbauung von Gast- und Logirhäusern Unterkunft für diejenigen geschaffen wurde, welche nicht ihre eigenen Zelte mit sich brachten, wie das bei den Theorien der Fall war, sondern daß sich auch, wie schon oben angedeutet, eine Art Jahrmarkt oder Messe an die olympische Festversammlung anschloß. Händler mit allerlei Waren, teils mit Gegenständen, die direkt beim Fest zur Verwendung kamen, als Binden, Blumen, Lebensmittel 2c., teils mit allerlei andern nützlichen Dingen, schlugen ihre Buden und Zelte auf, und so entwickelte sich neben dem festlichen auch ein sehr reges geschäftliches Treiben, wie wir es ähnlich auch an andern Orten, wo zu bestimmten Zeiten große Volksanhäufungen stattfanden, vorfinden.

Die zu Ehren des pythischen Apollo begangenen Festspiele von Delphi führten den Namen der großen Pythien*), zur Unterscheidung von den jährlich in Delphi stattfindenden kleinen

*) Vgl. A Mommsen, Delphika. Leipzig 1878, S. 149—214.

Pythien sowohl, als von dem gleichnamigen Feste, welches auch an andern Orten begangen wurde. Die anfänglich alle acht Jahre stattfindende Feier war seit Anfang des sechsten Jahrhunderts zu einer vierjährigen umgestaltet worden; ihre Dauer betrug mehrere Tage, namentlich als im Verlauf der Zeit die ursprünglichen Wettkämpfe durch manche Zuthaten erweitert worden waren. Denn anfangs war der musische Agon, welcher die Kithar- und Flötenspieler umfaßte, der einzige gewesen; später bildete er zwar immer noch den Hauptteil des Festes, aber es traten nach dem Vorbilde der olympischen Spiele auch gymnische und hippische Wettkämpfe hinzu. Wie mit der olympischen Feier, so war auch mit der pythischen ein Götterfriede verbunden, welcher lange genug dauerte, um auch den von weither, von den Kolonieen an den Gestaden des Mittelmeers kommenden Sicherheit zur Reise nach Delphi und zurück zu gewähren. — Die Hauptbestandteile des Festes, deren Reihenfolge freilich nicht sicher ist, sind folgende:

Ein großes, dem Dreiverein Apollo, Artemis und Leto dargebrachtes Opfer, die sogenannten Trittyen, machte vermutlich den Anfang. Sodann war ein wichtiger Teil des Festes, welcher namentlich beim Publikum lebhaftes Interesse erregen mochte, der sogenannte pythische Nomos, welcher zum Gegenstand den berühmten Drachenkampf, die Erlegung des Drachen Pytho durch Apoll hatte, dessen Charakter aber freilich ein sehr umstrittener ist. Vielfach ist vermutet worden, daß dieser Kampf mimisch-dramatisch vorgeführt worden sei; andererseits ist Gesangsvortrag mit Instrumentalbegleitung angenommen worden; und besonders lebhafte Verteidigung hat die Annahme gefunden*), daß dieser pythische Nomos nur ein Flötensolo-Konzert war, bei welchem die einzelnen Stadien des Drachenkampfes durch Tonmalerei nachgeahmt wurden. Es mochte dabei wohl auf

*) Vgl. H. Guhrauer, Der pythische Nomos, in den Supplem. der Neuen Jahrb. f. Philol. u. Pädag. Bd. VIII S. 309 ff.

Wiedergabe der wesentlichsten, von vornherein gegebenen Situationen der Lage (Kampf, Dankgebet, Siegeshymne) ankommen; daß man aber in der Tonmalerei ziemlich weit ging, ersehen wir z. B. daraus, daß das Zähneknirschen des Drachen musikalisch wiedergegeben wurde. Zur Verstärkung derartiger Effekte traten später zu der Flöte, welche jedoch immer das Hauptinstrument blieb, an einzelnen Stellen noch Trompeten und Hirtenpfeifen als begleitende Instrumente hinzu. — Dieser pythische Nomos bildete einen Teil des musikalischen Agon, welcher in den pythischen Spielen größere Bedeutung hatte, als der gymnische Agon, da ja Apollo wesentlich Repräsentant der musischen Künste ist. Abgesehen vom Einzeln-Flötenspiel gehörten zu dem musischen Wettkampf noch Gesänge mit Kitharbegleitung und anfangs auch solche mit Flötenbegleitung; doch wurde letztere, als zu traurig und düster, bald wieder abgeschafft; dafür wurde Kitharspiel ohne Gesang in den musikalischen Agon aufgenommen. Erst in viel späterer Zeit, als die Verherrlichung der Feste mehr und mehr in die Hände von Künstlertruppen geriet, welche mit obrigkeitlicher Bewilligung im Lande umherzogen, wurden auch Dramen bei der Pythienfeier aufgeführt.

Über die gymnischen Kämpfe, welche nach und nach Aufnahme in die Pythien gefunden hatten, sind wir nur oberflächlich unterrichtet. Es waren im wesentlichen die gleichen, wie die in Olympia aufgeführten; nur kamen noch der Doppellauf und der Dauerlauf der Knaben hinzu, während in Olympia diese beiden Kampfarten bloß den Männern verstattet waren. Auch war die Reihenfolge eine abweichende, indem die Kämpfer der einen Altersklasse, nachdem sie ihre Leistungen in einer Kampfart ausgeführt, sich erholen konnten, während die andern Altersklassen dieselbe Übung ausführten, sodaß vermöge dieser zum Ausruhen verstatteten Zwischenzeit den Knaben größere Leistungen im Laufen zugemutet werden konnten, als in Olympia, wo zuerst die Knaben alle ihre Kämpfe zu bestehen hatten, ehe die Männer an die Reihe kamen. Zu den gewöhnlichen gymnischen

Wettkämpfen kam dann später noch der Waffenlauf und das Pankration der Knaben hinzu. — Ziemlich früh wurden auch hippische Agone aufgenommen: Wettreiten mit ausgewachsenen Pferden, Wettfahrten mit Viergespannen, später mit Zweigespannen; als in Olympia Fohlen zugelassen wurden, folgte Delphi auch hierin seinem Beispiele nach. Die Reihenfolge der Kampfspiele war vermutlich die, daß der musikalische Agon sich an die ritualischen Handlungen anschloß, auf ihn der gymnische und auf diesen der hippische Agon folgte. Was die Lokalität der Spiele anlangt, so wurden die gymnischen Spiele zur Zeit Pindars in der Nähe der zerstörten Kirrha, südlich von der Mündung des Pleistos, abgehalten; später war das delphische Stadion nordwestlich oberhalb der Stadt, das Wettreiten und Wettfahren fand aber am alten Stadion am kirrhäischen Ufer statt. In späterer Zeit war auch ein Theater zur Aufführung der musikalischen Wettkämpfe vorhanden.

Rechtzeitiges Erscheinen der Kämpfer war, wie in Olympia, strenges Gesetz; unbefähigte Auftretende wurden von den die Strafgewalt ausübenden Dienern der Amphiktyonen entfernt. Denn in den Händen der letzteren lag die Aufsicht der Spiele ebenso wie das Kampfgericht. Anfangs war beides ein Vorrecht der Bewohner von Delphi gewesen; aber seit der Neubegründung der Spiele im J. 586 war das Amt der Kampfordner und Richter an die Amphiktyonen, resp. eine von diesen bevollmächtigte Abordnung übergegangen. Wie es scheint, muß man unterscheiden zwischen den amphiktyonischen Epimeleten des Pythion, welchen die sog. Agonothesie, d. h. die Feststellung des Programms für die Feierlichkeiten, des Kostenpunktes, die Bestellung oder Genehmigung der Festbeamten u. s. w. oblag, und den Brabeuten, d. h. denjenigen, welche bei den Kämpfen selbst die wichtigsten Anordnungen (z. B. die Anweisung der Plätze für die Wagen beim Wettfahren) zu treffen und über den Sieg zu entscheiden hatten; doch steht in dieser Hinsicht nichts fest. Bisweilen wurde, gegen Ende der Zeit des freien Griechenlands, die Agonothesie auch

auf Herrscher (z. B. Philipp von Makedonien) übertragen, und in der Kaiserzeit war es nicht ungewöhnlich, daß ein Reicher die Kosten der Feier ganz allein oder wenigstens größtenteils trug, obgleich man auch da noch die alte Form der Agonothesie wenigstens äußerlich beobachtete. — Als Kampfpreise wurden anfangs wertvolle Geschenke (Dreifüße u. dgl.) ausgeteilt; mit der Neuordnung der Spiele kam die Sitte auf, an Stelle deren wie in Olympia einen Kranz zu geben, und zwar von dem dem Apollo heiligen Lorbeer. Auch darin folgte man dem Beispiele von Olympia, daß im Laufe der Zeit epideiktische Vorträge von Dichtern und Historikern zu dem gewöhnlichen Agon hinzutraten; so hielt z. B. der Sophist Gorgias bei einer solchen Gelegenheit einen panegyrischen Vortrag.

Abgesehen von den Agonen ist als Bestandteil des Festes noch anzuführen der große Festzug (Pompe), an welchem sich die zu den Festspielen gekommenen Fremden, die Gesandtschaften der Staaten mit ihren Weihgaben, die Würdenträger und Priester beteiligten, und bei dem außer den oft sehr glänzenden Weihgeschenken auch die in den Schatzkammern aufbewahrten Prunkstücke: kostbare Waffen und Rüstungen, Prachtgewänder und Schmucksachen, Vasen und andere Geräte u. dgl. paradierten, sodaß diese, wahrscheinlich von der Vorstadt Pyläa nach dem Tempel des Apollo in der Höhe sich bewegende Prozession jedenfalls ein abwechslungs- und farbenreiches Bild darbot. Außer dem schon erwähnten Trittyenopfer fanden auch noch andere feierliche Opfer, darunter eine Hekatombe an Apollo statt; daran schloß sich selbstverständlich ein großer Festschmaus, bei welchem es an musikalischen Unterhaltungen nicht fehlte.

Das dritte der großen hellenischen Nationalfeste, die Isthmien, wurden auf dem Isthmus von Korinth in dem heiligen Fichtenhain des Poseidon begangen, wo ein Hippodrom und ein Stadion für hippische und gymnische Spiele erbaut waren. Die Feier, welche seit dem Jahre 582 eine allgemein hellenische geworden war, fand alle zwei Jahre statt, und zwar im ersten

und dritten Jahre einer Olympiade; sie bestand in musischen, gymnischen und hippischen Agonen; Unterschiede gegenüber den Kampfspielen von Olympia werden uns nicht berichtet, und man darf voraussetzen, daß die gewöhnlichen Kampfarten der Männer und Knaben, zu denen hier noch als Zwischenstufe die „Bartlosen", d. h. die Jünglinge oder Epheben kamen, auch hier sämtlich zur Aufführung gelangten. Daß auch während der Isthmien Gottesfriede stattfand, versteht sich von selbst, wie denn auch zahlreiche und glanzvolle Theorieen um so weniger ausblieben, als die so günstige Lage des Festortes in der Nähe zweier Meere den Besuch der Spiele außerordentlich erleichterte. Die Agonothesie fiel den Korinthiern anheim, welche auch die Kampfrichter, vornehmlich aus der Zahl der reichen und angesehenen Bürger, stellten. Kampfspreis war ein Kranz von Eppich, an dessen Stelle erst ziemlich spät „der Fichte Kranz" trat, welcher also zur Zeit des Ibykus, der bekanntlich auf dem Wege zu diesem „Kampf der Wagen und Gesänge" den Tod fand, noch nicht üblich gewesen zu sein scheint. Die spätere, namentlich die hellenistische und römische Zeit kennt auch bei den Isthmien Rezitationen rhetorischer und poetischer Werke, die jedoch nicht einen Bestandteil des musischen Agons (über den wir sonst nichts näheres wissen) bildeten.

Die Nemeen endlich, welche in Argolis in einem Thale zwischen Kleonä und Phlius stattfanden und deren Schauplatz ein zum Heiligtum des Zeus Nemeios gehöriger Hain war, hatten ihre nationale Bedeutung erst seit dem Jahre 573 erhalten. Gleich den Isthmien fanden sie alle zwei Jahre statt, und zwar im zweiten und vierten Jahr einer Olympiade. Die Spiele umfaßten ebenfalls musische, gymnische und hippische Agone; daß beim musischen Agon Kitharoden und Flötenspieler auftraten, wird uns gelegentlich berichtet. Über ihre Dauer erfahren wir nichts, doch muß dieselbe jedenfalls auf mehrere Tage veranschlagt werden. Agonotheten und Kampfrichter waren längere Zeit die Kleonäer; als aber die Argiver sich des neme-

ischen Heiligtums bemächtigt hatten, nahmen sie auch dies Vorrecht für sich in Anspruch. Siegespreis war, wie bei den Isthmien, ein Eppichkranz; hinsichtlich des Gottesfriedens und der Theorien bestanden die gleichen Verhältnisse, wie bei den andern großen Festspielen.

Nach dieser Betrachtung des Verlaufes und der Einrichtung der hellenischen Nationalfeste wenden wir uns nunmehr speziell Athen zu, über dessen Festkalender wir verhältnismäßig am besten unterrichtet sind*), doch müssen wir uns auch hier mit einer Auswahl der wichtigsten Feste begnügen. Wir beginnen da gleich mit der größten Feier der Athener, den im ersten Monate des athenischen Kalenders, dem Hekatombäon (etwa unserem Juli) gefeierten Panathenäen.**) Man unterscheidet zwischen kleinen und großen Panathenäen; erstere wurden alle Jahre, letztere, von Peisistratos eingeführt, alle vier Jahre begangen; der Unterschied war aber wesentlich nur der, daß an den großen Panathenäen die Agone reicher ausgestattet waren und wohl auch längere Zeit in Anspruch nahmen. Das Fest galt der Burggöttin im alten Tempel der Athene Polias; außer Opfern gehörten vornehmlich Wettkämpfe zur Feier, und zwar sowohl hippische und gymnische als musische. Der älteste musische Agon bestand in einem Wettkampf von Rhapsoden, welchen wahrscheinlich Peisistratos eingeführt hatte. Die Vorträge der Rhapsoden erstreckten sich vornehmlich auf die, auf Peisistratos' Betrieb gesammelten und redigierten homerischen Gedichte, nur wissen wir nicht, in welcher Weise um den Preis gerungen wurde; der Ort der Vorträge war das Odeion. Später wurde diese homerische Rhapsodik dadurch in den Hintergrund gedrängt, daß Perikles den musischen Agon erweiterte, indem er Kitharspiel, Gesang und Flötenvortrag hinzufügte. Daß auch Gesang

*) Vgl. A. Mommsen, Heortologie. Antiquar. Untersuchungen über die städtischen Feste der Athener. Leipzig 1864.

**) Vgl. A. Michaelis, Der Parthenon. Leipzig 1871, S. 211 ff., mit dem Quellenmaterial S. 318 ff.

mit Kitharbegleitung (Kitharodik) sowie Gesang zur Flöte (Aulodik) hierbei vorkamen, lehren uns die Inschriften, welche auch von kyklischen Chören (Dithyramben, die von Chören unter Umkreisung des Altars, auf dem das Opfer brannte, vorgetragen wurden) melden. Der Preis beim musischen Agon bestand in einem goldenen Kranz und in barem Gelde. — Der gymnische Agon war nach den Lebensaltern (Knaben, Jünglinge, Männer) geordnet; die jüngeren traten zuerst auf, und jede Altersstufe beendigte ihre Leistungen, ehe die folgende daran kam. Ebenso schritt man in den Kampfarten von den leichteren zu den schwierigeren vor; es sind die bekannten, früher besprochenen Arten, doch wurden sämtliche nur von den Männern verlangt: die Knaben und Jünglinge traten in der älteren Zeit im Lauf, im Ring- und Faustkampf, Pankration und Pentathlon auf; später ließ man das Pentathlon bei den Knaben fallen, fügte aber dafür Doppellauf und Dolichos hinzu, wenn auch vermutlich mit reduzierten Ansprüchen, da die wirklichen Leistungen dieser Wettläufe für Knaben entschieden zu anstrengend gewesen wären. Wo die gymnischen Wettkämpfe stattfanden, wissen wir nicht recht genau; das panathenäische Stadion wurde erst in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts erbaut. Vorher scheint eine Ortschaft westlich vom Peiräeus, wo auch die hippischen Agone abgehalten wurden, der Schauplatz der gymnischen Kämpfe gewesen zu sein; hier wurden auch die Sieger ausgerufen und ihnen der Siegespreis ausgehändigt. Derselbe bestand in einer Quantität Öl von den altberühmten Ölbäumen der Athene in der Akademie; und zwar verabfolgte man dasselbe in thönernen Amphoren, welche auf der einen Seite das Bild der Stadtgöttin, auf der andern meist eine Szene des gymnischen Wettkampfes darstellten und von denen auch vielfach Nachahmungen in den Handel kamen, die in einer nicht unbeträchtlichen Zahl von Exemplaren uns erhaltenen sog. panathenäischen Preisamphoren.*)

*) Vgl. Kunstgewerbe im Altertum I, 56 Fig. 34 und II, 98 fg

Bei den hippischen Agonen sind verschiedene Besonderheiten namhaft zu machen, welche bei den ritterlichen Spielen der großen Nationalspiele nicht vorkamen. So zunächst das in Attika und Böotien beliebte Spiel der Apobaten, bei welchem auf dem zweirädrigen Wagen neben dem Wagenlenker noch ein Zweiter, der Apobat, stand, welcher während des schnellen Laufes des Wagens von seinem Wagenbrett ab- und wieder aufsprang, wobei ihm der Wagenlenker behilflich war; eine Übung, welche die Sage bereits auf Erichthonios zurückführte. Ferner fanden ritterliche Spiele statt, bei denen Krieger in Hoplitenrüstung auf dem Wagen standen; auch ein Wurfschützenritt wird erwähnt, wobei jedenfalls von rennendem Pferde herab nach einem bestimmten Ziele geworfen wurde; doch kennen wir diese mit den panathenäischen Spielen verbundenen kriegerischen Belustigungen mehr aus kurzen Erwähnungen als aus näherer Beschreibung. Daß im übrigen die gewöhnlichen Arten des Wettfahrens von Viergespannen mit ausgewachsenen Rossen, später auch von Fohlen, sowie Wettreiten, hier wie anderwärts zum Programm gehörten, geht aus den Inschriften zur Genüge hervor. Der Preis bestand, wie beim gymnischen Agon, in Krügen mit Öl; bei beiden Arten betrug der erste Preis in der Regel das fünffache des zweiten.

Zu den Festlichkeiten der Panathenäen gehörte ferner eine Aufführung der Pyrrhiche, eines von Sparta herübergekommenen, wahrscheinlich erst zur Zeit des Solon und Peisistratos in Athen aufgenommenen Kriegstanzes, bei welchem man später ebenfalls drei Abteilungen nach den Lebensaltern unterschied. Die einzelnen Altersklassen traten hierbei, in kriegerischer Prachtrüstung, zu Chören zusammen und führten einen von Flötenmusik begleiteten Tanz auf, welcher zwischen orchestischen und militärischen Bewegungen die Mitte hielt. Ein noch erhaltenes Relief von der Akropolis, welches ein panathenäischer Choreg, dessen Leistungen den Preis erhalten hatten (die Ausrüstung der pyrrhichistischen Chöre fiel wohlhabenden Bürgern als

Liturgie zu), zur Erinnerung an seinen Sieg aufstellen ließ, zeigt uns eine Anzahl jugendlicher Tänzer, welche mit leichten Helmen und den Schild in der Linken, sonst ohne Kleidung, einen gemessenen Tanz aufführen, wobei sie in zwei Abteilungen sich gesondert haben; der Choreg steht beaufsichtigend, im langen Chiton (als Festtracht) und Himation dabei. Wie freilich der Sieg eines Pyrrhichistenchors entschieden wurde, wissen wir nicht; Preis des Siegers war ein Rind.

Ein anderer, den Panathenäen eigentümlicher Agon war die sogenannte Euandria. Es war dies ebenso, wie die dramatischen Aufführungen, der Fackellauf, die Pyrrhiche u. a. m., eine Liturgie, die freiwillige Leistung eines vermögenden Bürgers; derselbe hatte die schönsten und kräftigsten Leute aus seinen Stammesgenossen auszusuchen, zu kleiden und auszurüsten, und führte sie beim Feste vor; diejenigen Phyle, welche hierbei nach dem Urteil der Kampfrichter den besten Eindruck machte, erhielt den Preis. Diese eigentümliche Einrichtung hatte sich erst nach Vertreibung der Peisistratiden herausgebildet, da zur Zeit der Tyrannis eine freie Entfaltung der bewaffneten Bürgerschaft nicht zulässig gewesen wäre. — Ebenfalls eine Liturgie war die schon bei anderer Gelegenheit*) besprochene Lampadophorie, der Fackellauf, dessen Ausübung den Gymnasiarchen zufiel; der Sieger in diesem Wettlauf erhielt eine Hydria. — Endlich gehört zu den Agonen der Panathenäen noch eine Regatta, ein Bootwettfahren, dessen Schauplatz der Peiräeus war; hier kämpften wiederum nicht einzelne, sondern Phylen um den Preis, welcher nicht unbeträchtlich war, da der siegende Stamm 300 Drachmen erhielt und außerdem noch Geld zu einem Festschmaus.

Die Kosten für diese mannigfaltigen Agone trug, soweit es sich nicht um Liturgien handelte, die Kasse der Athene Polias; die Opfer, namentlich die an den großen Panathenäen der

---

*) Bd. II, S. 105.

Göttin dargebrachte Hekatombe, hatten dagegen die jährlichen Hieropöen oder Opferbesorger (die mit der Beschaffung der Opfer betrauten zehn Vertreter der einzelnen Gemeinden) zu stellen, obgleich dazu bisweilen noch Extrabeiträge kamen, indem wenigstens bei den großen Festen auch die attischen Kleruchenstädte ihren Beitrag zu den Opfern sandten, und zwar, wie es scheint, je eine Kuh und zwei Schafe. Die Hekatombe wurde am Hauptfesttage dargebracht; außerdem erhielt auch die Athene Hygieia ein Opfer, und ein drittes wurde auf dem Areopag dargebracht, doch kennen wir weder für diese den Zeitpunkt, noch wissen wir, ob diese Opfer auch an den kleinen Panathenäen stattfanden.

Die Reihenfolge der Festlichkeiten läßt sich nur im allgemeinen bestimmen. Den Anfang machten die mehrtägigen Agone; und zwar begann man mit dem musischen Agon, hierauf folgte der gymnische und diesem der hippische. Daran schloß sich wahrscheinlich Pyrrhiche und Euandria an Hierauf erst folgte der eigentliche Haupttag, der Glanzpunkt des Festes, welcher am Abend vorher eingeleitet wurde durch eine mit Fackelwettlauf, Gesang und Tanz verbundene nächtliche Feier, eine sog. Pannychis. Mit Sonnenaufgang aber begann die große Pompe, der große Festzug, welcher den großen Panathenäen eigentümlich ist und bei welchem der Göttin ihr alle vier Jahre erneuertes Prachtgewand, der von den attischen Frauen und Jungfrauen kunstvoll gearbeitete Peplos, auf dem die Kämpfe der Götter und Giganten eingestickt waren, überreicht wurde. Dieser Zug, dessen wundervoll idealisiertes Abbild uns in dem Cellafriese des Parthenon erhalten ist, vereinigte alles, was Athen an Glanz und Pracht, an stolzer männlicher Jugend und zarten Frauenschönheiten aufwies. Hier sah man die Priester und Seher, die Archonten und die Schatzmeister der Athene, die Opferbesorger und Strategen, ferner die Abgesandten der attischen Kolonieen mit den von ihnen dargebrachten Opfergaben, sowie sonstige Festgesandte würdevoll einherschreiten. Den ernsten

Männern folgten herrliche Jungfrauen, Opfergeräte, Räucherständer u. dgl. tragend; die Metöken erschienen mit flachen Opferschalen, die mit Honigkuchen, Früchten und anderen Opfergaben gefüllt waren, und mit Hydrien, die den für die Opfer erforderlichen Wein enthielten; ihre Töchter trugen den attischen Bürgertöchtern die Sonnenschirme und Sessel nach. Weiterhin wurden die zahlreichen, für die Opfer bestimmten Herden der Kühe und Schafe in langen Reihen, von Treibern begleitet, im Zuge mit aufgeführt. Daran reihten sich dann die attischen Bürger, würdige Greise und kräftige Männer mit ihren Knotenstöcken, Ölzweige in den Händen tragend; hierauf folgten die vierspännigen Paradewagen, welche an den vorhergehenden Tagen im hippischen Agon aufgetreten waren. Den größten Teil des Zuges aber nahm die Reiterei in Anspruch, bestehend sowohl aus den im Heere dienenden berittenen Bürgern, als aus sonstigen Besitzern stattlicher Pferde; bei der großen Vorliebe, welche man in Attika für die Pferdezucht hatte, war diese Abteilung des Zuges ganz besonders zahlreich und glänzend. Auch die Hopliten unter dem Kommando ihrer Offiziere fehlten nicht, ebenso wenig die Musiker, welche beim Marschieren auf ihren Instrumenten, Flöte und Kithara, spielten; und daß die Sieger in den verschiedenen Agonen auch am Festzuge teilnahmen, ist selbstverständlich, wenn auch wahrscheinlich ist, daß sie ein jeder mit seinen Gemeindegenossen zusammengingen. An hervorragendster Stelle aber erschien im Zuge der Peplos der Göttin, welcher (allerdings nachweisbar erst seit Beginn des vierten Jahrhunderts) wie ein Segel an Mast und Raaen eines auf Rollen laufenden Schiffes befestigt und so ausgebreitet war, daß jeder die herrliche Arbeit daran bewundern konnte.

So bewegte sich der unabsehbare Zug vom Kerameikos a[illegible] zum Markt, sodann ostwärts zum Eleusinion nordöstlich vo[illegible] der Akropolis und um diese herum zum westlichen Burgaufgan[illegible] wo das Schiff Halt machte und der Peplos abgenommen wurd[illegible] um im Zuge hinauf zum Tempel der Athene Polias, de[illegible]

Erechtheion, getragen zu werden. Hier wurde auf dem großen Altar vor dem Tempel die Hekatombe dargebracht, sowie die Opfer der attischen Kolonieen. Ein reichlicher Schmaus machte den Abschluß dieses Haupttages des ganzen Festes, indem das Fleisch von den Opfern an das Volk verteilt wurde, und zwar an jeden Demos besonders, welcher eine Anzahl Gemeindemitglieder zum Empfange seines Anteils abordnete. Die Mahlzeiten fanden dann wahrscheinlich auch demenweise statt. — Die Nachfeier im Piräeus bestand vornehmlich in der erwähnten Regatta. Wie lange das ganze Fest der großen Panathenäen aber dauerte, darüber kann man kein sicheres Urteil gewinnen; die Ansätze schwanken zwischen sechs und neun Tagen, je nachdem man für die verschiedenen Agone eine längere oder kürzere Zeit voraussetzt. — Was endlich die Oberleitung des Festes anlangt, so standen die Prozession und die Opfer, ebenso wie die Pannychis, unter der Leitung und polizeilichen Aufsicht der jährlichen Opferbesorger oder Hieropöen, während zehn auf vierjährige Amtsdauer gewählte Athlotheten die Leitung der Agone unter sich hatten.

In den Monat Boedromion (ungefähr September) fiel das zu Ehren der Demeter von Eleusis gefeierte, jährlich stattfindende hochheilige Fest der Eleusinien*) (als große Eleusinien wohl zu unterscheiden von den kleinen, welche im Frühling in Agrä begangen wurden und auf die wir hier nicht näher eintreten können), ein Fest, welches freilich als eine Mysterienfeier kein allgemeines Volksfest sein konnte, aber doch bei der großen Menge der Eingeweihten und bei der weit über die Grenzen von Attika hinausgehenden Berühmtheit der Mysterien (herrschte doch während der Eleusinien ebenso Gottesfriede, wie bei den vier großen Festspielen) als eine geradezu nationalhellenische Feier betrachtet werden darf, wie denn auch die bevorstehende Feier wenigstens bei den Nachbarstaaten durch eigene

---

*) Vgl. Preller in Paulys Realencyklopädie III, 83 ff.

Gesandte oder Herolde, deren Amt in gewissen Geschlechtern erblich war, angekündigt wurde. Das ganze Fest zerfiel in zwei Teile, welche sich schon äußerlich dadurch schieden, daß der erste Teil in Athen, der zweite in Eleusis sich abspielte. Als Anfang des Festes wird uns eine allgemeine Versammlung bezeichnet, über die wir aber nichts näheres wissen, als daß sie wahrscheinlich ein lärmender Umzug war, wie dergleichen auch sonst bei Mysterienfeiern beliebt waren. Ebenfalls in den Anfang des Festes gehört jedenfalls die öffentliche Anrede an die Gemeinde, die in der Stoa poikile zu Athen gehalten wurde und in der durch den Hierophanten, den obersten Priester der eleusinischen Heiligtümer und einen der höchsten Geistlichen in Attika überhaupt, sowie durch den Daduchen, einen andern eleusinischen Beamten, die Einzuweihenden mit der Ordnung des Festes und den Bedingungen, von denen die Teilnahme an der Weihe abhing, bekannt gemacht wurden. Die Sorge dafür, daß die zahlreichen Versammelten auch wirklich diesen Verordnungen nachlebten, lag wesentlich den sog. Mystagogen ob, keinen Beamten, sondern Privatleuten, welche aller Grade teilhaftig und aller Bräuche kundig waren; die fremden Mysterienbesucher hatten namentlich bei diesen ihre erhaltenen Weihen nachzuweisen. — Vielleicht noch am selben Tage oder allenfalls am nächsten erfolgte jene Ceremonie, welche von dem Rufe: „Ans Meer, ihr Mysten“, ihren Namen erhalten hatte, und die darin bestand, daß sich die ganze Festgemeinde an die Seeküste begab, um sich und die Opfertiere, die in Schweinen bestanden, im Meerwasser für die bevorstehenden Opferfeste zu reinigen; diese Waschungen wurden unter Umständen, wenn ein Mysterienbesucher sich besonderer und zahlreicher Fehltritte bewußt war, mehrfach wiederholt und durch neuntägiges Fasten (d. h. Enthaltung vo[n] Speisen in der Zeit zwischen Sonnenaufgang und Sonnenunter[-]gang) verschärft. Die folgenden Festtage brachten Opfer, vo[r]nehmlich das große Soterienopfer, welches die Mysterienbesorge[r] der Demeter und Kora und den anderen Göttern, wahrscheinli[ch]

im städtischen Eleusinion, darbrachten. Ein zweites städtisches Opfer waren die Epidaurien, angeblich gestiftet zu Ehren des von Epidauros verspätet ankommenden Asklepios. Das Lokal dieser Feierlichkeit ist ebenso wenig mit Bestimmtheit festzustellen, als seine Zeit (man nimmt bald den vierten, bald den fünften Festtag dafür an) und seine näheren Umstände. — Hierauf erfolgte dann der Hauptteil des Festes, die große Prozession, welche den Jakchos, das heilige Götterkind, von Athen nach Eleusis führte. Im Verlauf des Tages versammelten sich die oft nach tausenden zählenden Teilnehmer an der Prozession an verschiedenen Orten der Stadt und ordneten sich auf der Agora und im Kerameikos. Die Priester und Beamten sowie die Scharen der Mysten waren mit Myrten und Eppich bekränzt und führten Ähren und Ackergeräte in der Hand, sowie Fackeln, denn man kam erst bei Anbruch der Nacht in Eleusis an. Führer des Festzuges und zugleich Geführter war Jakchos selbst; sein heiliges Bild nebst den Tempelgeräten wurde aus dem Jakchosheiligtum hervorgeholt und auf einem Wagen unter Begleitung von Ministranten, welche Jakchagogen hießen, an die Spitze des Zuges gestellt, der sich unter lautem Jakchosrufen vom Kerameikos nach dem Dipylon in Bewegung setzte und durch dies Thor seine lange Wanderung auf der heiligen Straße nach Eleusis antrat. Unter Gesang eines eigens hierfür bebestimmten, angeblich vom Gott selbst verfaßten Liedes, sowie unter Tanz und sonstigen Ceremonieen bewegte sich die Prozession vorwärts; vier Stunden weit war der Weg, eine lange Zeit, weshalb reiche Frauen es vorzogen, sich eines Wagens zu bedienen, bis ein Gesetz des Redners Lykurg dies verbot. Be-.iflich, daß man während dieses langen Marsches nicht bloß :ch gelegentliche religiöse Übungen bei den am Wege liegenden iligtümern, durch kleinere Opfer und dergl. sich die Zeit ver-·zte, sondern auch mit allerlei Scherzen sich belustigte, wie sie alters bei Demeter- und Dionysosfesten hergebracht waren; ·entlich am Kephisos fanden solche Späße, Spottreden und

Neckereien statt. Auch wurden am Kallichoros-Brunnen bei Fackelschein Tänze und Spiele aufgeführt. All dies hielt natürlich noch beträchtlich länger auf, als die Ausdehnung des Weges an und für sich erfordert hätte, so daß nach der Ankunft in Eleusis und nachdem das Götterbild an seinen Platz gebracht worden war, den Teilnehmern der Wallfahrt Ruhe und Erholung notwendig war, ehe man zu den weitern Teilen des Festes schritt.

Die Festfeier in Eleusis selbst nahm ebenfalls mehrere Tage in Anspruch. Abgesehen von feierlichen Opfern und den daran sich anschließenden festlichen Mahlzeiten bestand dieselbe vornehmlich in der eigentlichen Ceremonie des Suchens der Kora und in den heiligen Vorstellungen. Was ersteres anlangt, so war dasselbe eine Nachahmung jener traurigen Irrfahrt der ihre geraubte Tochter suchenden Demeter, wobei die Mysten mit Fackeln in den weiten Räumen der eleusinischen Heiligtümer herumliefen und allerlei Scherze zum Teil derber Art daran erinnerten, daß einst auch Demeter auf ihrer Wanderung in ähnlicher Weise durch die derben Späße der Magd Jambe in ihrer tiefen Trauer erheitert worden war. Auch das Genießen des Kykeon, eines stärkenden Mischtrankes, welchen die Göttin nach langem Fasten der Sage nach in Eleusis zu sich genommen, wurde bei diesen Ceremonieen von den Mysten nachgeahmt. Aber die Hauptsache des Ganzen waren jedenfalls die im Weihetempel auf einer Schaubühne von sich gehenden geheimnisvollen, heiligen Dramen, welche die Geheimnislehren des eleusinischen Kultus sowohl den neu aufzunehmenden, als den schon eingeweihten unmittelbar vor Augen führten, wenn auch jedenfalls nicht so, daß alle den gleichen Aufführungen beiwohnten. Vielmehr müssen gerade hier bei der Verschiedenheit der Grade auch verschiedene Schaustellungen angenommen werden: die Anfäng[illegible] unter denen sich manchmal noch dem Kindesalter nahe stehe[illegible] befanden, bekamen wohl nur Aufführungen zu sehen, welche [illegible] landläufigen Mythen von Demeter und Kora größtenteils [illegible]

sprachen, während erst die höchsten, nur Erwachsenen erteilten Weihen über diese populären Vorstellungen hinausführten und den wiedergeborenen Jakchos im glückseligen Verein mit Kora und Demeter vorführten. Bei diesen Aufführungen verschmähten es selbst die hohen Würdenträger der Eleusinien nicht, als Akteurs aufzutreten: der Hierophant als Demiurgos, der Daduch als Helios, der Altarpriester als Selene, der Hierokeryx als Hermes u. s. w. Mit diesen Dramen, welche vermutlich den achten und neunten Tag des Festes in Anspruch nahmen, ging der religiöse Teil der Feier zu Ende; eine letzte Kultushandlung waren die sog. Plemochoen, welche darin bestanden, daß wie bei einem Totenamt zwei mit Wasser gefüllte Thongefäße unter dem Aussprechen mystischer Worte nach Osten und Westen zu ausgegossen werden. Es folgten dann aber noch einige Tage, welche mit Belustigungen aller Art ausgefüllt waren, mit gymnischen Agonen, Volksspielen, Gesang und Tanz, in späterer Zeit auch szenischen Aufführungen.

Der Demeter allein galt das im Pyanepsion (Oktober) begangene Fest der *Thesmophorien**), welches fünf Tage dauerte und an dem nur Frauen teilnahmen. Die Vorbereitung darauf begann mit neuntägiger Enthaltsamkeit, da alle Frauen, welche am Fest sich beteiligen wollten, während dieser Zeit sich des ehelichen Umganges enthalten mußten; teils als Symbol der Reinheit, teils um unreine Begierden sich fern zu halten, legten sie sich kühlende Kräuter und Blätter (namentlich von Agnus castus) in ihr Lager. Nach dieser Vorbereitungszeit zogen die Weiber nach Halimus, dem Ort der Thesmophorienfeier, wenn auch nicht in großer Prozession, so doch jedenfalls in kleineren Trupps, und zwar nächtlicher Weile; der scherzhafte Charakter r Demeterfeste verleugnete sich auch hierbei nicht, die einzelnen ndernden begegneten sich unterwegs, verlangten und gaben rzhafte Erkennnungszeichen und trieben allerhand Mutwillen,

---

*) Vgl. *Preller*, Demeter und Persephone S. 342 ff.

der namentlich ausgelassen wurde, wenn ihnen zufällig ein Mann in die Hände geriet. In Halimus wurden sodann im Thesmophorienheiligtum nächtliche Mysterien, welche einen stark orgiastischen Anstrich gehabt haben mögen, begangen, der Tag aber teils mit Reinigungsbädern in der Meerflut, teils mit Spiel und Tanz am Strande zugebracht. Nachdem dies ein bis anderthalb Tage gedauert, zogen die Frauen, diesmal aber in großer, gemeinschaftlicher Prozession und unter Einhertragung der Gesetze der Demeter (Thesmoi, daher der Name des ganzen Festes), welche in Kapseln von heiligen Frauen auf dem Kopfe getragen wurden, nach Athen zurück, wo die Feier im städtischen Thesmophorion oder in dem des Piräeus fortgesetzt wurde. Diese speziell städtische Thesmophorienfeier nahm dann noch außer dem Tage der „Heimkehr" zwei weitere in Anspruch: zunächst kam der Tag der „Fasten", so benannt, weil die Weiber an diesem Tage in finstrer Totentrauer auf der Erde saßen und keine Speise nahmen, womit wahrscheinlich auch Klagegesänge und sonstige Gebräuche des Totenkultus verbunden waren, auch wurden den Mächten der Unterwelt Schweineopfer dargebracht. Dafür trug der dritte Tag, „Kalligeneia" genannt, wieder einen mehr heitern Charakter; der Name, die „Geburt schöner Kinder" bedeutend, scheint auf die nunmehr versöhnte Demeter zu gehen, welche den Frauen schönsten Kindersegen schenkt. Opfer, Tänze und heitere Spiele füllten diesen Tag, doch ist näheres nicht bekannt. Bei all diesen Festen war die Anwesenheit der Männer aufs strengste verpönt; von Frauen durften nur Vollbürgerinnen, wahrscheinlich auch nur verheiratete teilnehmen.

Wir wenden uns schließlich, mit Übergehung zahlreicher kleinerer Feste, nunmehr zur Betrachtung der für das hellenis[...] Leben nicht minder als für Litteratur und Kunst hochwichtig[...] Dionysosfeste, deren in Athen es im Jahre vier gab. [...] den Monat Poseideon (Februar) fallen die ländlichen Di[...] nysien, auch die kleinen genannt. Daß sie ein Weinfest [...] ist beim Charakter der gefeierten Gottheit natürlich; hingeg[...]

sind gegen die sonst ziemlich verbreitete Meinung, daß sie ein Fest der Weinlese war, schwerwiegende Bedenken gemacht worden, unter denen namentlich das eine hervorgehoben werden soll, daß die Zeit des Festes für die Weinlese zu spät scheint. Eher mochte das Fest damit zusammenhängen, daß der junge Wein hierbei zum ersten Male gekostet wurde. An eine bestimmte Ortschaft war diese Feier nicht gebunden; in jedem Dorfe, und nicht bloß in Attika, sondern wo sonst in Griechenland Weinbau war, wurden ländliche Dionysien begangen, und überall trugen sie den Charakter einer heitern, mit allerlei Mutwillen und scherzhaften Aufführungen verbundenen Volksbelustigung. In den Acharnern des Aristophanes feiert ein Bauer für sich und seine Familie allein das Fest: es beginnt mit Gebet und einer Prozession zum Opfer, wobei die Tochter als Kanephore das Opferkörbchen auf ihrem Haupte trägt, der Sklave mit dem Symbol der Fruchtbarkeit und der nie erlöschenden Zeugungskraft der Erde, dem Phallus, folgt und der Hausherr selbst sein übermütiges phallisches Liedchen singt, während die Hausfrau vom Dach des Hauses dem Zuge zuschaut. Was hier eine einzelne Familie im Kleinen vornimmt, müssen wir uns bei der wirklichen Feier im großen Maßstabe von den gesamten Dorfgenossen begangen denken; es kommen freilich noch andere Bestandteile des Festes hinzu, vornehmlich der beim Bocksopfer um den Altar herumstehende, in Rede und Lied, vielleicht auch Wechselgesang den Gott preisende Chor, welcher von Geburt, Leiden und Sterben des Dionysos sang und ebenso für den Dithyrambos als für das Drama der Ausgangspunkt gewesen ist, da letzteres, wie bekannt, den Dionysosfesten seine Entstehung verdankt, worauf hier nicht näher jegangen werden kann. Übrigens fanden an verschiedenen ten auch wirkliche dramatische Aufführungen an den kleinen ŋnysien statt; namentlich war es gewöhnlich, daß herumziehende jauspielertruppen bei dieser Gelegenheit ältere Theaterstücke, che in der Stadt schon gegeben worden waren, den Landbehnern vorführten. — Unter den anderweitigen Ergötzlichkeiten,

womit man neben Festzügen, Chören, Mahlzeiten u. s. w. sich die Zeit vertrieb, sind besonders hervorzuheben die sog. Askolien, ein Spiel, wobei die Dorfjugend auf gefüllten, mit Öl bestrichenen Schläuchen herumsprang, einer den andern herunterzustoßen suchte und die Fallenden frohes Gelächter der Umstehenden erregten, die geschickt sich oben Haltenden aber Preise erhielten. Diese Belustigung, die etwa mit unserm Sacklaufen in Parallele gestellt werden kann, war auch sonst bei andern Dionysosfesten üblich.

Speziell Athen eigentümlich, vermutlich aber ursprünglich nur eine nach der Stadt verlegte Feier der ländlichen Dionysien, war das zweite athenische Dionysosfest, welches nach der Örtlichkeit, wo es begangen wurde, nämlich dem sogenannten Lenäon im Stadtquartier Limnä, den Namen Lenaeen führte und im Monat Gamelion (Januar) gefeiert wurde. Der Name deutet auf ein Kelterfest hin, was mit die Zeit der Feier freilich nicht übereinstimmt; an Versuchen, die hier liegende Schwierigkeit zu heben, hat es nicht gefehlt, doch ist eine nach allen Seiten befriedigende Lösung noch nicht gefunden. Das ganze Fest oder ein besonderer Teil desselben führte auch den Namen „Ambrosia“, wahrscheinlich davon, daß man dabei recht viel von dem jungen Weine, den man mit diesem göttlichen Namen bezeichnen mochte, trank, wie denn überhaupt reichliches Zechen bei allen diesen Festen des Weingottes selbstverständlich ist. Sonst gehörte zu den Festlichkeiten ein großes Mahl, für welches der Staat das Fleisch lieferte, und eine feierliche Prozession in die Stadt, bei der viele Teilnehmer zu Wagen fuhren und allerlei tollen Scherz und Neckerei trieben, sodaß „Späße vom Wagen“ sogar sprichwörtlich waren. Im Lenäon, wohin sich die Prozession nebst den Opfertieren bewegte, wurden feierliche Dithyramben im Wettkampfe gesungen, wobei der Preis ein Epheukranz war; außerdem wurden auch dramatische Vorstellungen gegeben, bei denen teils alte, teils neue Stücke zur Aufführung gelangten.

Das dritte Dionysosfest sind die in den Monat Anthesterion (Februar) fallenden Anthesterien, welche drei Tage dauerten

und in noch speziellerer Weise, als die Lenäen, an den Genuß
des neuen Weines anknüpften. Der erste Tag dieses Festes
führte den bezeichnenden Namen Pithoigien, d. h. „Faßöffnung“.
Sie sind wesentlich eine häusliche Feier. Die Fässer mit dem
jungen Weine, welche am nächsten Tage ihren Inhalt für die
Gelage hergeben sollten, wurden von den Knechten herbeigeschafft
und geöffnet, der Wein auf Amphoren und sonstige handliche
Gefäße abgezogen und dabei begreiflicherweise schon mancher
gute Schluck genommen, welchen man ganz besonders den Sklaven
nicht verwehrte. Denn der Athener, welcher überhaupt seine
Sklaven gut zu behandeln pflegte, gönnte ihnen an diesem frohen
Feste ihren redlichen Anteil, und wenn er am Pithoigientage sein
Opfer darbrachte und beim Weinabziehen half, so füllte er wohl
selbst den Knechten und Lohnarbeitern den Krug mit der neuen
Gabe des Bacchus. Alle andere Arbeit aber ruhte an diesem
Tage ebenso wie an dem nächsten, auch die Kinder hatten Schul-
ferien. Das alte Kultusbild des Dionysos, welches bei der Pro-
zession des folgenden Tages seinen feierlichen Einzug in die
Stadt halten sollte, wurde ebenfalls an diesem ersten Tage aus
seinen Tempel im Lenäon nach einer Kapelle im äußern Kera-
meikos gebracht. So waren die Pithoigien so recht eigentlich
die Vorbereitung auf den Haupttag, die sog. Choën oder „Kannen-
fest“, welche mit Sonnenuntergang (wie denn überhaupt meist
die Festtage von Sonnenuntergang bis Sonnenuntergang be-
rechnet wurden) mit einer großen Pompe (Prozession) ihren An-
fang nahmen. Zu diesem Zuge versammelten sich die Teilnehmer
bekränzt und mit Fackeln, denn die Prozession erfolgte erst bei
Eintritt der Dunkelheit, im äußern Kerameikos; auch Kinder,
it Ausnahme der unter drei Jahre alten, beteiligten sich daran,
ermutlich in Begleitung ihrer Mütter oder zu Wagen; denn
iele Teilnehmer fuhren, und es war, ähnlich wie bei den länd-
ichen Dionysien, Brauch, vom Wagen herab Begegnende und Vor-
bergehende zu verspotten. Überhaupt trug dieser Teil des Festes
anz den Charakter einer lustigen Fastnachtsfeier; viele erschienen

denn auch in Kostüm, als Horen, Nymphen, Bakchanten u. dgl., und umschwärmten in munterem Scherz den Triumphwagen, auf welchem die am Tage vorher aus ihrem Tempel abgeholte Statue des Dionysos Eleuthereus nach der Stadt geleitet wurde. Unterwegs wurden an verschiedenen, durch die Sage geheiligten Stätten religiöse Ceremonien vorgenommen; an einer Stelle wurde die Basilinna, d. h. die Gemahlin des Archon Basileus, auf den Wagen neben die Statue des Dionysos gesetzt, denn an diesem Tage war sie die Braut des Gottes, und so zog sie, gleich einer Braut auf dem Hochzeitswagen, in das Lenäon ein, wo zunächst ein geheimes Opfer für das Wohl des Staats im Allerheiligsten des Tempels von der Basilinna im Verein mit den vom Archon Basileus für diesen Zweck ernannten vierzehn Ehrendamen, den sogenannten Geraren, dargebracht wurde. Letztere wurden vor der heiligen Handlung von der Königin vereidigt, und zwar nach einem uralten Formular, welches auf Steinsäulen im Tempel verzeichnet war; nach dem Opfer, mit welchem noch andere geheime Ceremonien verbunden waren, erfolgte die symbolische Vermählung der Basilinna mit dem Dionysos. Indessen diese heiligen und nur wenigen Teilnehmern zugänglichen Handlungen im Innern des Tempels vor sich gingen, ergötzten sich die übrigen feiernden in verschiedenartiger Weise. Am nächsten Tage aber, dem eigentlichen Choën-Tage, erfolgte die Hauptlustbarkeit, das große Gastmahl mit dem damit verbundenen Zecher-Wettkampf. Bei dieser großen öffentlichen Speisung war der Archon Basileus der Ordner des Festes, die Kosten aber bestritt der Staat, und zwar ursprünglich wohl in natura, später aber in der Weise, daß jeder Bürger eine bestimmte Geldsumme erhielt und damit sowohl sein Essen bestritt als die Kanne reinen Weines, die jeder vor sich stehen hatte und nach der dieser Festtag seinen Namen tru[g]. Ort des Mahles wie des Zechkampfes war höchst wahrscheinli[ch] das Theater im Lenäon, wo der Dionysos-Oberpriester für Polste[r,] Tische und sonstige Bequemlichkeiten Sorge zu tragen hatte. Ei[n] in altertümlicher Form gehaltener Heroldsruf leitete bei diese[m]

Gelage die interessanteste Szene, das Wetttrinken, ein. Auf ein durch die Trompete gegebenes Zeichen setzten dann alle, welche sich daran beteiligten, ihre Kannen an den Mund, und die Richter erkannten demjenigen, der zuerst seinen Krug geleert hatte, den Preis zu, welcher in einem Schlauch Wein, Kuchen oder dgl. bestand. Neben diesem öffentlichen Gelage fanden aber auch von solchen, welch es vorzogen, den Feiertag für sich im Kreise guter Freunde zu verleben, private Gastereien statt, bei denen nicht minder tüchtig gezecht wurde; namentlich pflegten die Sophisten, die an diesem Tage ihren Ehrensold und Geschenke erhielten, ihre Bekannten zum Mahle zu laden. — So ging das lustige Treiben am Choëntage bis zur anbrechenden Nacht; dann nahm jeder Gast seine Kanne und begab sich mit dem Kranze aus frischen Blumen, den er bei der Mahlzeit getragen, nach dem mit einem Seil eingehegten Heiligtum des Dionysos Eleuthereus, wo die Kränze der Priesterin übergeben und der Rest der Kanne als Spende für den Gott ausgegossen wurde.

Der dritte Tag führte den Namen Chytren, „das Topffest“, und zwar nach einem Opfer, welches dem chthonischen Hermes und den Geistern der Verstorbenen dargebracht wurde, und zwar nach der Überlieferung zunächst denjenigen Toten, welche in der deukalionischen Wasserflut umgekommen waren. Bei diesem Opfer spielten Töpfe mit allerlei zusammengekochten vegetabilischen Speisen eine Hauptrolle, und mit eben solchen Gerichten begnügte man sich auch bei der Mahlzeit an diesem Tage, an dem kein Fleisch genossen wurde. Auch die Geraren (s. oben) brachten an sechzehn, eigens errichteten Altären dem Dionysos ein Opfer dar, welches vermutlich noch mit besonderen Bräuchen verbunden war, wie denn überhaupt dieser dritte Tag des Anthesterienfestes
seinem etwas ernsten Ceremoniell seltsam gegen die Lustig-
der vorhergehenden Tage absticht und an den ähnlichen Kon-
t der christlichen Fastnacht und des darauf folgenden Ascher-
twoch erinnert. Doch fehlte es auch am Chytrentage nicht
Volksbelustigungen; von Dichtern wurden kyklische Chöre auf-

geführt, nur eigentliche Schauspiele scheinen nicht abgehalten worden zu sein. Ob früher dramatische Agone vorkamen oder ob, wie man hat annehmen wollen, nur solche Wettübungen gestattet waren, welche zum Zweck hatten, daß die an diesem Chytren-Agon siegenden Dichter und Schauspieler zur Konkurrenz bei den großen Dionysien zugelassen wurden, ist eine streitige Frage.

Das Hauptfest des Dionysos in Attika waren aber die großen oder städtischen Dionysien im Elaphebolion (März), welche mindestens fünf Tage, vielleicht noch mehr in Anspruch nahmen und deren Hauptbedeutung in den an diesen Tagen zur Aufführung gelangenden Dramen liegt. Die erste feierliche Handlung der großen Dionysien galt dem Asklepios, welchem ein Staatsopfer dargebracht wurde. Sodann gab es auch hier eine Prozession, bei der die Bildsäule des Dionysos Eleuthereus einhergetragen wurde: die im lenäischen Heiligtum aufbewahrte Statue (ob freilich das alte Schnitzbild, wie bei den Lenäen, oder die neuere Bildsäule des Alkamenes, ist zweifelhaft, doch war letztere von Gold und Elfenbein und daher kaum transportabel) wurde abgeholt und bei Fackelschein in das Dionysostheater getragen, wo man sie in der Orchestra aufstellte. An dem darauf folgenden Tage (der aber nach der oben erwähnten Rechnungsweise mit dem vorhergehenden Abende zusammengehört) erfolgte der Umzug, bei welchem wahrscheinlich die Opfertiere sowie die von den Bundesgenossen gesandten Geschenke mit aufgeführt wurden, über den wir aber sonst nichts näheres wissen. Auf dem Markte hielt die Prozession an, und ein kyklischer Chor führte einen Tanz um den dort befindlichen Zwölfgötter-Altar auf. Beim Weitergehen scheint man das im Theater stehende Dionysosbild aufgehoben und im Festz wieder nach dem Heiligtum im Lenäon zurückgetragen zu hab Auf diese Prozession folgten die Opfermahlzeiten, wie denn a an den übrigen Tagen reichliches Essen und Trinken selbstv ständlich zur Feier gehörte. — Die folgenden Tage wur

wesentlich durch die Aufführungen in Anspruch genommen; und zwar scheint die Reihenfolge die gewesen zu sein, daß zunächst lyrische Chöre auftraten, sowohl von Knaben, als von Männern, deren nicht unbedeutende Kosten von Bürgern als Choregen getragen wurden. Ein Komos*), welcher sich erwähnt findet, machte vielleicht den Abschluß dieses Tages; schloß sich doch auch sonst häufig ein derartiger öffentlicher Umzug an gemeinschaftliche Gelage an, und hier, wo es galt, den Gott des Weines ganz besonders zu ehren, mag sich derselbe vornehmlich glänzend gestaltet haben. Die nächsten Tage wurden mit den Aufführungen von tragischen Tetralogieen und Komödieen ausgefüllt; ob hierfür zwei oder mehr Tage bestimmt waren, ist nicht deutlich überliefert, doch hat die Vermutung am meisten für sich, daß es drei Tage waren und daß an jedem dieser drei Tage vormittags eine Tetralogie, nachmittags eine Komödie aufgeführt wurde (näheres hierüber, sowie über die Preisrichter 2c. im nächsten Abschnitt). Am Abend des dritten Schauspieltages, mit welchem das ganze Fest schloß, mochte die Preisverteilung erfolgen; Preise in diesen musischen Agonen waren Stiere und Dreifüße, und letztere pflegten von den Siegern auf hohen Postamenten öffentlich in einer Straße aufgestellt zu werden, welche danach den Namen der Tripodenstraße erhalten hat.

Einen ganz andern Charakter, als diese eben besprochenen Dionysosfeste Attikas trug die nächtliche Dionysosfeier, welche an den verschiedensten Punkten Griechenlands, vornehmlich aber am Kithäron und Parnaß, auf den Inseln und in Kleinasien alle zwei Jahre begangen wurde und an der bloß Weiber, und zwar sowohl Frauen als Jungfrauen, teilnahmen. Die sehr orgiastisch-wilde Feier dieser Dionysien, war von Thrakien ausgegangen, hatte sich aber sehr schnell verbreitet und bei den Frauen, welche leicht zu ekstatischen Kulten geneigt sind, großen Anklang gefunden. Sie fiel in die Mitte des Winters, um die

*) Vgl. Bd. II, S. 60.

Zeit des kürzesten Tages; die Weiber versammelten sich dazu in bakchischem Kostüm, mit umgeworfenen Hirschfellen und aufgelösten Haaren, in den Händen Thyrusstab und Tamburin, auf den ihren Wohnsitzen benachbarten Höhen und begingen allerhand bedeutungsvolle Ceremonien, Opfer, Tänze u. dgl. und jubelten, berauscht von dem sonst selten genossenem Blut der Rebe, in ausgelassenster Weise. Wie toll es dabei herging, davon kann man sich aus dichterischen Schilderungen und aus den bildlichen Darstellungen des Treibens der Mänaden eine Vorstellung machen, obgleich immerhin festgehalten werden muß, daß Dichter wie Künstler bei ihren Darstellungen nicht die Bräuche der Gegenwart, sondern mythische oder heroische Zeiten schildern und daher manche Übertreibung sich gestatten, welche der Wirklichkeit nicht entsprach.

Mit diesen Schilderungen griechischen und speziell athenischen Festlebens müssen wir, obgleich sie nur eine sehr kleine Zahl der Feste, welche in Griechenland und den Kolonieen üblich waren, repräsentieren, uns hier begnügen, zumal wir von den meisten derselben nur wenig mehr als den Namen wissen. Wer sich noch ein anschauliches Bild eines großen, auf orientalischen Ursprung zurückgehenden, wenn auch hellenisierten Festes, wie es zur Zeit der Diadochen in einer großen Residenz gefeiert wurde, verschaffen will, der lese die prächtige Schilderung, welche Theokrit in seinem fünfzehnten Idyll von dem Adonisfeste in Alexandria gegeben hat.

XII.

Das Theaterwesen.*)

Daß das griechische Drama, Tragödie wie Komödie, seinen Ursprung in den Volksbelustigungen und Choraufführungen der dionysischen Feste gehabt hat, haben wir oben erwähnt; diesem Ursprung weiter nachzugehen und die Entwickelung des Dramas aus diesen Anfängen näher zu verfolgen, ist Aufgabe der Litteraturgeschichte und liegt uns daher hier fern. Dagegen können wir uns einer Darlegung des Bühnenwesens, wie es zur Zeit der höchsten Blüte des Dramas in Athen sich gestaltet hatte, nicht entziehen, zumal gerade hier Nachrichten und Denkmäler in so reicher Fülle vorhanden sind, daß wir uns ein recht anschauliches Bild jener, von den modernen so ganz und gar abweichenden Aufführungen zu machen imstande sind.

So außerordentlich groß der Fortschritt ist, welchen das griechische Drama von jenen rohen, volksmäßigen Anfängen bis zu seiner höchsten Stufe gemacht hat, und so unendlich sich die Tragödieen der drei großen Meister und die Lustspiele des Aristophanes in ihrer ganzen Anlage wie in den Details der Dramaturgie und des Bühnenwesens von den kyklischen Chören und den bäurischen Späßen der alten Dionysien unterscheiden, so sind es doch eine Anzahl Punkte, in denen das Drama auch in seiner höchsten Vollendung die Spuren seines Ursprungs nicht

*) Wieseler, Artikel „Griechisches Theater" in Ersch-Grubers En- opädie Ser. I Bd. 83 S. 243 ff. nebst desselben „Theatergebäude und ıkmäler des Bühnenwesens", Göttingen 1851. Alb. Müller, Lehrbuch szenischen Altertümer" (als Bd. II, 2 von C. F. Hermanns Lehrbuch griech. Altertümer), Freiburg im Br. 1886. Vgl. dazu W. Donaldson, theatre of the Greeks, London 1849. 9. Aufl. 1879 (unbedeutend).

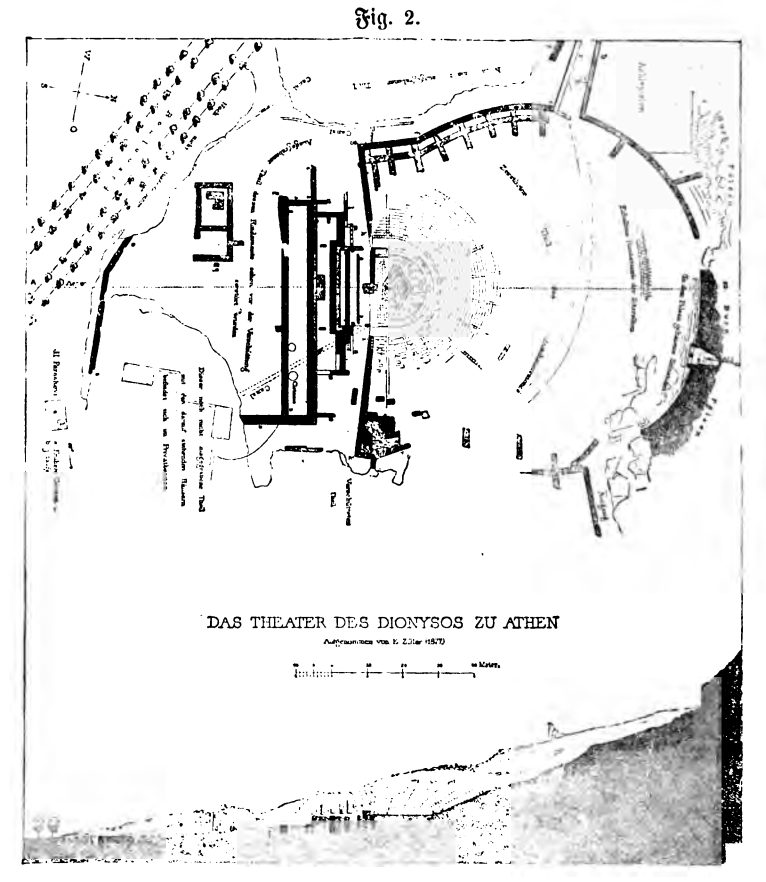
verleugnet. Das ist zunächst schon die rein äußerliche Thatsache, daß die Theatervorstellungen bis zuletzt niemals, wie bei uns, stehende, täglich sich wiederholende Unterhaltungen, sondern außergewöhnliche, nur zu bestimmten festlichen Zeiten im Jahre wiederkehrende Aufführungen gewesen, und daß sie beständig im Zusammenhang mit dem Kultus des Dionysos und gewissermaßen religiöse Akte geblieben sind, wenn auch gegen den Ausgang der althellenischen Zeit theatralische Aufführungen auch bei nicht-dionysischen Festen gewöhnlich wurden. Dies hatte hinwiederum die weitere Folge, daß die Bauart der Theater darnach eingerichtet, vor allem der Zuschauerraum bedeutend größer sein mußte, als der moderne Theaterbau, welcher für ständige Vorstellungen berechnet ist, es verlangt; da nur einige Male im Jahre Aufführungen stattfanden, und da zu diesen nicht nur die ganze Bevölkerung der Stadt und Umgegend, sondern noch viele Fremde von außerhalb zusammenströmten (es gilt das ganz besonders von Athen, dessen Bühnenverhältnisse überhaupt für uns maßgebend sind, da wir nicht nur von den an andern Orten bestehenden sehr wenig wissen, sondern offenbar Athen auch für die meisten Muster und Vorbild gewesen ist), so mußte der Zuschauerraum so groß gemacht werden, daß er für viele Tausende, ja Zehntausende Platz gewährte, und zugleich so eingerichtet sein, daß von jedem Platze aus die Aufführung bequem gesehen werden konnte. Damit war von vornherein die Anlage überdeckter Räume ausgeschlossen (bedeckte Theater oder sogenannte Odeen sind nicht für dramatische, sondern für musikalische Aufführungen bestimmt gewesen); und nicht minder war es eine notwendige Folge, daß die Aufführungen, was übrigens auch mit den sonstigen Einrichtungen des Bühnenwesens zusammenhing, nicht bei Nacht, sondern am hellen Ta stattfanden, womit ein Verzichten auf Illusion, wenigstens bi zu einem gewissen Grade, verbunden war, wie andrerseits d Größe des Zuschauerraumes und die bedeutende Entfernung d meisten Zuschauersitze von den Schauspielern gewisse Eigentüm

lichkeiten im Kostüm der letzteren verursachten, von denen noch die Rede sein wird.

Sodann hat sich die Erinnerung an die Entstehung des Dramas aus Chören, zu welchen erst im Verlauf der Entwickelung dramatische, von Schauspielern getragene Handlung hinzukam, darin bewahrt, daß auch später noch im Drama eine Trennung stattfand zwischen den die Handlung vorführenden Schauspielern und dem die Handlung mehr begleitenden, als in dieselbe eingreifenden Chore; eine Trennung, welche erst zu der Zeit, da die Mittel für die mit beträchtlichen Kosten verknüpfte Ausrüstung eines Chores nicht mehr ausreichten, zu verschwinden anfing. Diese Trennung von Schauspielern und Chor war aber nicht bloß in der Komposition des Dramas vorhanden, sondern auch äußerlich kenntlich, indem die Schauspieler an einem andern Platze agierten, als die Choreuten; letztere, welche nicht bloß zu singen, sondern auch Tanz- und Marschbewegungen auszuführen hatten, brauchten einen verhältnismäßig großen Platz für ihre Evolutionen, während die Schauspieler, deren Zahl ja überhaupt sehr gering war, sich mit weniger Raum begnügen konnten. Daher kommt es denn, daß während bei uns das Theatergebäude bloß in zwei Teile, Bühne nebst Zubehör und Zuschauerraum, zerfällt, das griechische Theater drei Bestandteile aufweist: außer Zuschauerraum und Bühnengebäude nämlich noch die zwischen beiden belegene Orchestra als Platz für den Chor. Wir wenden uns nun zunächst der Betrachtung dieser Baulichkeiten zu, wobei uns neben den Nachrichten der Alten vornehmlich die noch erhaltenen Reste griechischer Theater als Hilfsmittel dienen. Zur Veranschaulichung geben wir in ..g. 2 den Grundriß der Ruinen des großen Dionysostheaters Athen (wobei allerdings zu bemerken, daß dieser aus dem ..nften und vierten Jahrhundert v. Chr. herrührende Bau man..fache Umbauten in römischer Zeit erfahren hat); in Fig. 3 ..e Ansicht des Theaters von Syrakus in seinem gegenwärtigen ..standе, mit dem rekonstruierten Grundriß desselben Fig. 4,

und in Fig. 5 eine restaurierte Ansicht des Theaters von Segesta, nach der Rekonstruktion von Strack.

Fig. 2.



Plan und Durchschnitt des großen Dionysos-Theaters in Athen.

Als Mittelpunkt der ganzen Anlage darf die Orchestra b
trachtet werden. Dieser, ursprünglich nichts als ein einfache
geebneter Tanzplatz, hatte meist die Form eines unvollständig

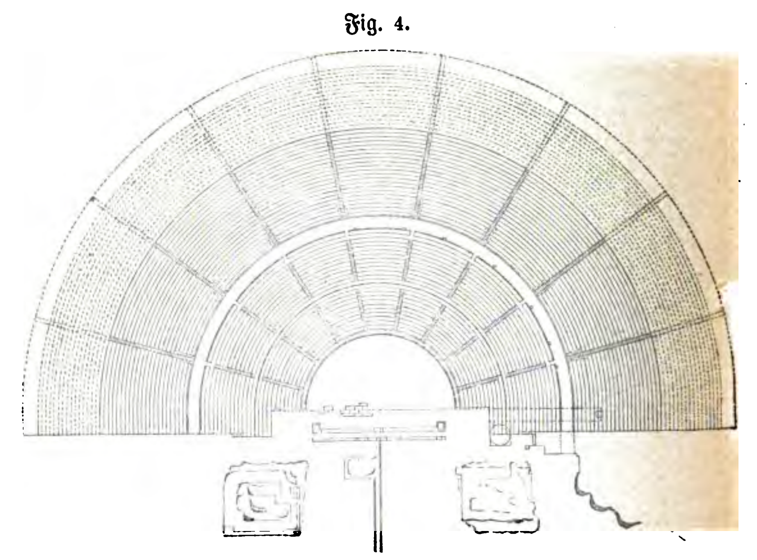
Fig. 3.



Theater von Syrakus im gegenwärtigen Zustande.

Kreises, indem nämlich ein Teil des Kreises durch das längs der Orchestra im rechteckigen Grundriß sich hinziehende Bühnengebäude abgeschnitten wurde; diesem gegenüber umgaben die immer höher und höher ansteigenden Sitzreihen des Zuschauerraumes (des Theatron im eigentlichen Sinne) die Peripherie der Orchestra in konzentrischen Linien. Eine feste Norm für die Gestalt der Orchestra und des ihr entsprechenden Zuschauerraumes

Fig. 4.



Theater von Syrakus, Grundriß.

existiert nicht; bald ist es ein Halbkreis, der an beiden Enden um ein Stück in der Peripherie verlängert, bald sind die Verlängerungen in der Tangente geführt oder schließen sich sonst geradlinig der Kreislinie an. Im großen Dionysostheater war Orchestra sogar ursprünglich ein voller Kreis; dagegen ist re Halbkreisform, die bei römischen Theateranlagen häufig ist, griechischen Bauten ungewöhnlich. Wie bei andern, zur Abh tung von Spielen bestimmten großen Anlagen (z. B. Stad

Fig. 5.



Theater von Segesta, rekonstruirt.

Hippodromen), so strebten die Griechen auch bei ihren Theaterbauten darnach, sich so sehr als möglich die natürlichen Verhältnisse des Erdbodens nutzbar zu machen. Man legte daher den Zuschauerraum gern an einer natürlichen Höhe an (wie das große Dionysostheater sich an den Südabhang der Akropolis anlehnt) und stellte sogar, wenn eine solche Anhöhe nicht vorhanden war, sie bisweilen durch künstliche Erdaufschüttung her, abweichend von römischem Brauch, welcher vermöge seiner viel höher entwickelten architektonischen Technik imstande ist, die Theater ganz frei hinzustellen und den Zuschauerraum durch gewaltige Substruktionen zu stützen. Die griechische Bauweise freilich hat nicht nur den Vorzug größerer Billigkeit und Sicherheit, sondern auch den, daß, wenn die übrige Beschaffenheit des Terrains es erlaubte, auch auf andern Seiten als von unten her Ein- und Ausgänge für das Publikum geschaffen werden konnten; auch am Dionysostheater sehen wir solche seitliche Zugänge von der Höhe her. Meist lag auch der Zuschauerraum der griechischen Theater an einer landschaftlich ausgezeichneten Stelle, von der aus die Theaterbesucher, wenigstens die auf den höheren Plätzen, welchen das Bühnengebäude die Aussicht nicht hemmte, einen weiten Blick hatten; so z. B. das Theater von Syrakus (Fig. 3) mit seinem herrlichen Anblick auf Hafen und Stadt; überhaupt sind fast alle in der Nähe des Meeres belegenen Theater so gebaut, daß der Zuschauerraum sich nach dem Meere zu öffnet und der frische Hauch des Seewindes dem Publikum in den heißen Stunden Erquickung bringen kann.

Die Sitzstufen waren, je nachdem es die Lokalität bedingte, entweder geradezu aus dem gewachsenen Felsboden herausgehauen oder auf künstlichen Fundamenten errichtet. In Athen saß man anfänglich auf der bloßen Erde des Akropolis-Abhanges oder auf hinzugetragenen Holzbänken; im vierten Jahrh. wurden dann die steinernen Stufen gelegt. Dagegen ist in Syrakus, Sykyon und anderwärts fast der ganze Sitzraum mit den Stufen aus dem Fels gehauen. Ganz massiv erbaut mußten

aber fast überall die vorspringenden Enden oder Hörner des Theatrons sein, wo die Sitzplätze ihren Abschluß gegen das Bühnengebäude zu fanden. Hin und wieder, obgleich häufiger bei römischen als bei griechischen Theaterbauten, stößt der Zuschauerraum auch direkt an die Seitenflügel des Bühnengebäudes an; aber diese Bauart empfahl sich deswegen nicht so sehr, weil eine beträchtliche Zahl von der an dieser Steinmauer sich entlang ziehenden Plätzen keinen oder doch wenigstens einen sehr mangelhaften Anblick auf die Bühne hatten. — Den Zugang zum Zuschauerraum vermittelten für das Publikum gewöhnlich die großen Portale, welche rechts und links zwischen Theatron und Bühnengebäude hineinführten und die zugleich, wenn die Zuschauer sich versammelt hatten, die Eintrittsthore für den Chor, die sog. Parodoi, abgaben. Allerdings gab es, sobald das Theater auf einer Anhöhe lag, noch andere Zugänge, welche zu den Absätzen der oberen Stockwerke vom Berge her führten; dieselben wurden aber vielleicht bloß bei der Entleerung der Theater, nicht beim Eingang benutzt; denn da man beim Eintritt sein Entree bezahlen resp. seine Eintrittsmarke abgeben mußte, so wird vermutlich behufs Vereinfachung der Kontrolle die Zahl der Zugänge beschränkt gewesen sein. Bei solchen Theatern, wo die Sitzreihen sich bis zum Bühnengebäude verlängerten, waren die Zugänge, da sie unterhalb der Sitzreihen hindurchführten, überwölbt (vgl. die Ansicht des Theaters von Syrakus), in der Regel aber haben wir sie uns als unbedeckt vorzustellen. — Die Einrichtung der Sitzplätze war die, daß die von der Orchestra an bis zum höchsten Rand des Theaters emporsteigenden Stufen zugleich als Sitze dienten; man saß unmittelbar auf dem Stein, wenn man sich nicht, wie viele thaten, zu größerer Bequemlichkeit ein Kissen mitbrachte oder von seinem Sklaven nachtragen ließ. Eine Anzahl von Plätzen, und zwar in den untersten Reihen, waren allerdings dadurch vor den andern ausgezeichnet, daß man Ehrensessel, ebenfalls von Stein, meistens von kostbarem Marmor, anbrachte; eine größere Zahl solcher Ehren-

sessel, wenn auch erst aus römischer Zeit herrührend, haben sich im Dionysostheater gefunden. Die gewöhnlichen Sitzstufen wurden meist in einer Höhe von M. 0,42—0,48 und in einer Tiefe von M. 0,60—0,70 angelegt. Eine Teilung der Sitze gab es nicht; und wenn man schon darauf gehalten haben mag, daß nicht zu viel Personen sich nebeneinander drängten, so waren doch keineswegs besondere Linien gezogen, welche jedem seinen bestimmten Platz zuwiesen. — Sehr zweckmäßig und dabei außerordentlich einfach ist die Art, auf welche man verhinderte, daß die Füße des höher Sitzenden den hinter ihm Sitzenden inkommodierten oder beschmutzten. Denn abgesehen davon, daß die Tiefe der Sitze an sich schon meist bedeutend genug war, um Berührungen möglichst zu verhindern, pflegte man auch die Stelle der Stufe, wo die Sitzenden ihre Füße hinstellten, etwas zu vertiefen. Manche Stufen zeigen sogar drei verschiedene Flächen: die den Höhersitzenden zunächst liegende, vertiefte für die Füße, dann ein Gang für diejenigen, welche sich nach oder von ihren Plätzen begeben wollten und so hindurchschreiten konnten, ohne die Sitzenden zu belästigen; und als dritte Fläche die Sitzfläche der zunächst niedrigeren Reihe. Lehnen waren natürlich in der Regel nicht vorhanden; nur da, wo ein größerer Umgang war, wo also nicht unmittelbar auf die eine Sitzreihe die andere, nächsthöhere folgte, waren in der Regel solche angebracht, und zwar mit der Sitzstufe selbst aus einem Stück gearbeitet.

Bei größeren Theatern war der Zuschauerraum fast immer durch Absätze in mehrere Stockwerke geteilt. Diese Absätze liefen natürlich ebenfalls konzentrisch mit den Sitzstufen um das Theatron herum und hatten den Zweck, die Zirkulation de Publikums zu erleichtern; sie wurden daher in der Regel vo beträchtlicher Breite gemacht (vgl. Fig. 5), ja bisweilen legt man zwei Umgänge unmittelbar nebeneinander, einen höher un einen tiefer belegenen, sodaß die Leute auf beiden, ohne sich zu drängen, bequem sich bewegen konnten. Den Verkehr zwischen de

einzelnen Sitzstufen vermittelten überall Treppen. Denn obschon die Anlage des ganzen Zuschauerraumes mit seinen allmählich immer höher aufsteigenden Sitzen eine treppenförmige ist, so waren doch diese Sitzstufen viel zu hoch, als daß man sie selbst hätte als Treppenstufen benützen können; es mußten also eigene Treppen angelegt werden. Es giebt da im wesentlichen zwei Arten von solchen: kleinere Treppenabsätze, welche in der Richtung der Sitzreihen gehen und meist den Zweck haben, von einem Umgang aus zur nächsten Sitzstufe hinauf zu führen; und dann Haupttreppen, welche die Sitzstufen von unten nach oben in ihrer ganzen Anlage durchschneiden und zu dem Kreise, den das Theatron repräsentiert, gewissermaßen Radien bilden. Die Zahl dieser radialen Treppen ist je nach Bedürfnis größer oder kleiner; vielfach werden sie nach oben zu, wo die Entfernungen zunehmen, verdoppelt, indem zwischen je zwei Treppen noch eine dritte eingelegt wird; manchmal gehen auch die unten beginnenden Treppen weiter oben nicht weiter, sondern es tritt ein Wechsel in den Radien ein. Das gewöhnlichste freilich ist, daß die Treppen radial das ganze Theater durchschneiden bis hinauf zu den höchsten Sitzen und demnach den ganzen Zuschauerraum in eine Anzahl keilförmiger Abschnitte zerlegen, die denn auch die Bezeichnung Keile (Kerkides) führten. Mitunter hatten diese Keile auch besondere Benennungen, etwa nach Bildsäulen, die dort aufgestellt waren (so z. B. im Theater von Syrakus); und diese Bezeichnungen erleichterten dem Besucher das Aufsuchen seines Platzes, falls er in einem ihm bestimmt zugewiesenen Keile Platz zu nehmen hatte. In der Regel sind die Stufen der Treppen so angelegt, daß je zwei Treppenstufen auf eine Sitzstufe kommen, o jede Treppenstufe halbe Höhe der Sitzstufe hat.

Den oberen Abschluß der Sitzreihen bildeten in späterer it häufig offene Säulenhallen; die Römer legten hier auch rn, wenn das Terrain es erlaubte, Promenadenwege und nstige Anlagen auf der Anhöhe des Theaters an, wo die Zu- auer sich während der Pausen ergehen konnten. Nach unten,

nach der Orchestra zu, war der Zuschauerraum durch eine Grundmauer abgeschlossen, welche so hoch sein mußte, daß die auf der ersten Stufe Sitzenden bequem die Bühne, welche schon ziemlich hoch über der Orchestra lag, überschauen konnten. Bisweilen befand hinter dieser Grundmauer, welche durch eine niedrige Brüstung eingefaßt war, bereits der erste für die Zirkulation des Publikums bestimmte Umgang; in diesem Falle führten Treppenstufen der erstbezeichneten Art seitwärts aus der Orchestra hinauf (s. Fig. 5).

Die Größe des Zuschauerraumes ist außerordentlich verschieden. Soweit wir bestimmte Messungen von Theaterruinen haben, gilt das Theater von Ephesos für das größte von allen; Falkener berechnet, daß es 56700 Menschen hätte fassen können. Das größte in Europa befindliche Theater, das von Megalopolis, veranschlagt man auf 44000 Plätze; das Dionysostheater auf 30000. Die Berechnungen sind aber alle sehr unsicher, weil man nicht weiß, wie viel Fuß Sitzbreite für eine Person ungefähr berechnet wurde, und da würde ein Unterschied von einem halben Fuß eine sehr beträchtliche Differenz ergeben.

Die wichtigste Frage, welche sich an die Orchestra knüpft, ist die nach der bei den alten Schriftstellern oft erwähnten Thymele. Früher nahm man ziemlich allgemein an, es sei dies ein aus dem alten Dionysosaltar, um den ursprünglich die Chöre stattfanden, hervorgegangener Altarbau, welcher im Mittelpunkt der Orchestra belegen gewesen sei und um den herum sich der Chor gruppiert habe, während der Chorführer bei der Thymele selbst oder auf den Stufen derselben seinen Platz genommen hätte; auch die die Theaterpolizei vertretenden Beamten hätten dort gestanden. Nach dieser Vermutung ist die in Fig. 5 mitgeteilte Ansicht von Strack hergestellt, auf der wir inmitten der Orchestra einen altarähnlichen Bau mit Stufen angebracht finden. Indessen diese Deutung der Thymele hat sich als unhaltbar erwiesen; und wenn auch eine absolut sichere Lösung der Frage nicht möglich zu sein scheint, so ist doch unter den verschiedenen

Lösungsversuchen derjenige Wieselers als der wahrscheinlichste zu bezeichnen, daß nämlich die Thymele ein hölzernes, in der Orchestra aufgeschlagenes Gerüst war, auf welchem der Chor seine Tänze aufführte. Hauptzweck dieses Gerüstes oder Podiums war wohl weniger der, die Choreuten auf einen höheren Boden zu stellen, als vielmehr ihnen Spiele und Tanz zu erleichtern, weil man auf dem elastischen Boden des Brettergerüstes sich leichter bewegen und tanzen konnte, als früher in der staubigen Orchestra (die darnach auch den Namen Konistra, „Staubplatz“, führte) oder selbst auf dem Steinpflaster, welches man später den Orchestren gegeben zu haben scheint. Ob vom Boden der Orchestra auf dieses Gerüst Stufen hinaufführten, wissen wir nicht, da wir über die Höhe desselben überhaupt nichts feststellen können. Die Größe des Podiums muß ziemlich beträchtlich gewesen sein, da es hinreichenden Raum für eine große Zahl von Choreuten abgeben mußte. Und abgesehen von diesen, deren Zahl bei kyklischen Chören selbst bis auf 50 stieg, nahmen auch die Musiker, welche den Chor begleiteten, dort Stellung; ja allem Anschein nach sogar auch die Rhabdophoren, welche die Theaterpolizei ausübten; denn so sonderbar es uns auch erscheinen mag, daß man die Polizei, welche auf Ordnung im Publikum zu sehen hatte, an einem so exponierten Platze, zu den Seiten des Chores, aufgestellt haben sollte, so sind doch die Gründe, welche für diese Einrichtung sprechen, nicht zu entkräften. — Die gewöhnlichen Eingänge der Orchestra, durch welche der Chor seinen Einzug in dieselbe hält, sind dieselben Parodoi, die auch dem Publikum als Eingangspforten dienen; ähnlich wie bei den Eingängen auf der Bühne, galt auch bei den Choreingängen als Regel, daß die rechte Parodos (vom Beschauer aus) den Zugang aus der Nähe, von Stadt oder Hafen her, die linke aber die Ankunft aus der Fremde bedeutete.

Das Bühnengebäude war in den Anfängen des Theaterwesens nicht viel mehr, als ein bloßes Brettergerüst, auf welchem die Schauspieler auftraten, während der Chor in der tiefer

belegenen Orchestra seine Tanzbewegungen ausführte; daran schloß sich an der von der Orchestra abgewandten Seite ein Zelt, welches den Schauspielern als Aufenthaltsort diente, wenn sie nichts auf der Bühne zu thun hatten, und von diesem Zelte, Skene, hat dann das Bühnengebäude später seinen Namen erhalten, obgleich auch später noch zwischen der eigentlichen Bühne und den damit in Verbindung stehenden Baulichkeiten unterschieden wird. Die eigentliche Bühne war ein oblonger, etwa 3,00—3,60 M. über dem Boden der Orchestra erhöhter Raum, welcher Proskenion genannt wird, auch wohl die spezielle Bezeichnung Logeion, d. h. „Redeplatz" führt. Die untere Stütz- oder Frontmauer desselben war in der römischen Zeit in der Regel mit architektonischen Verzierungen, mit Reliefs oder Malereien ausgeschmückt; ob dies auch beim griechischen Theater der Fall war (wie es Strack in seiner Rekonstruktion angenommen hat), ist nicht überliefert, doch ist es immerhin sehr wahrscheinlich, daß man die Skenenfront, welche den Blicken des Zuschauers ganz bloß lag, nicht als schmucklose Wand wird belassen haben. — Auf der Ansicht Stracks sehen wir auch Treppen angebracht, welche von der Orchestra auf das Logeion hinaufführen. Ob diese regelmäßig bei den Theatern angebracht waren, darüber haben wir ebenfalls keine sichere Entscheidung. Zwar sind Treppen, welche Orchestra und Bühne verbinden, in denjenigen Theaterstücken, in denen der Chor (wie z. B. im Philoktet) die Orchestra verläßt und auf die Bühne kommt, ganz unerläßlich; aber es ist sehr leicht möglich, daß man für diese Fälle eigens hölzerne Treppen angebracht, welche wieder entfernt wurden, wo eine solche Verbindung nicht notwendig war. Die Existenz derartiger beweglicher Treppen ist auch ausdrücklich bei alten Schriftstellern bezeugt.

An dies Proskenion schlossen sich nun die Baulichkeiten des Bühnengebäudes an, und zwar als ein meist mehrere Stockwerke hohes Haus, welches den Bühnenraum von drei Seiten einschloß; vgl. Fig. 5. In dem Plane des Dionysostheaters Fig. 2 (die

älteren, noch dem vierten Jahrhundert angehörigen Mauerreste sind hier leichter schraffiert, als die späteren Umbauten) hat man die Bühnenwand, die eigentliche Skene, in dem Stück g—z zu erkennen; rechts und links schlossen sich Seitenflügel, die sog. *Paraskenien*, an, als deren Abschluß seitwärts die Mauern 12 und 13 dienten. Die neuesten Untersuchungen Dörpfelds haben ergeben, daß das (vom Redner Lykurg erbaute) Bühnengebäude des Dionysostheaters ursprünglich gar kein festes Proskenion hatte, sondern daß damals der Spielplatz noch jedesmal eigens aus Holz hergestellt wurde. Erst in späterer Zeit hat man von den beiden Paraskenien ein Stück abgeschnitten und zwischen ihnen eine feste Szenerie angelegt. — Von dem Skenengebäude führten verschiedene Thüren nach der Bühne, und zwar waren an der Rückwand in der Regel *drei Thüren* angebracht, von denen angeblich eine jede ihre besondere Bedeutung gehabt hätte: die mittelste nämlich, heißt es, wäre diejenige des Hauptakteurs, des sog. Protagonisten, gewesen und hätte entweder einen Königspalast oder ein Wohnhaus oder eine Höhle bedeutet, je nach dem Inhalt des Stückes; die rechte Thür wäre für den zweiten Schauspieler bestimmt gewesen, die linke aber hätte keine besondere Bedeutung gehabt. Indessen dürfen diese Angaben keineswegs so verallgemeinert werden, wie es vielfach geschehen ist. Das Bühnengebäude hatte zwar wahrscheinlich in den meisten Fällen drei Ausgänge auf die Bühne (im Dionysostheater hat die Szenenwand freilich nur eine einzige Thür); aber da die Front desselben in der Regel durch eine Dekoration verdeckt war, so wurden diese Ausgänge nicht direkt benutzt, sondern die Schauspieler traten aus ihnen erst in den zwischen der Bühnenwand und der Dekoration
h bleibenden schmalen Raum und von da erst durch die Thüren der Dekoration auf die Bühne. Je nachdem es nun der In-
lt der Handlung verlangte, war die Hintergrunds-Dekoration
schieden und dem entsprechend auch bald eine, bald mehrere
üren oder Eingänge angebracht; ja unter Umständen wird
lleicht hier gar keine Thür gewesen sein, da ja die Schau-

spieler außerdem auch noch die von den Seitenflügeln her führenden Eingänge zur Disposition hatten. Jene Angabe paßt daher nur auf gewisse Stücke, namentlich auf solche Tragödieen, in denen die Hauptperson des Stückes ein König ist; in diesem Falle allerdings mochte die Mittelthür diejenige sein, welche zum Königspalaste führte und deren sich daher wesentlich nur der Protagonist bediente, obgleich selbstverständlich damit nicht gemeint sein kann, daß derselbe immer nur durch diese Thüre ging und kam, was der Inhalt der Stücke vielfach von selbst verbieten würde. Auch kam es nicht selten vor, daß zwar ein König im Stücke auftrat, seine Rolle aber eine Nebenrolle war und nicht in der Hand des Protagonisten lag, und dann konnte vom Festhalten jener angeblichen Regel erst recht nicht die Rede sein.

Die Seitenflügel dienten teils zum Aufenthalt für die Schauspieler, teils vielleicht auch zu dem der Choreuten; denn es ist sehr wahrscheinlich, daß der Chor vor seinem Auftreten und während der Zeit, wo er nicht in der Orchestra war, dorthin sich zurückzog und daß demnach von diesen Paraskenien auch Ausgänge nach den Parodoi führten. Daß auch Thüren von hier nach der Bühne gingen, haben wir schon erwähnt; und diese Thüren hatten allerdings, ebenso wie die Parodoi in der Orchestra, ihre bestimmte Bedeutung, insofern nämlich durch die rechts belegene diejenigen die Bühne betraten, welche von der Heimat, in der das Stück spielt, kamen, durch die linke aber die aus der Fremde ankommenden, z. B. Boten, Gäste, Heimkehrende u. dgl.

Dekorationen hatte man nur für die Bühne, während die Orchestra derselben gänzlich entbehrte und wahrscheinlich auch nicht einmal sogenannte Versatzstücke aufwies. Es ist reine Phantasie, wenn von mancher Seite für einige Dramen eine Verbindung von Bühne und Orchestra in der Weise angenommen worden ist, daß das Ganze einen Berg mit felsigen Höhlen u. s. w. vorstellte. Der Grieche wünschte zwar auch eine gewisse Illusion, aber eben nur auf der Bühne; wie es vor derselben beschaffen war, das störte ihm seine Illusion eben so wenig

wie uns heutzutage etwa in der Oper das davorsitzende Orchester stört. Die Orchestra erhielt ihre Bedeutung erst durch die jedesmalige Szene; stellte diese einen Palast dar, vor welchem das Logeion gleichsam den Vorplatz bildete, so wurde die Orchestra dadurch zu einem öffentlichen Platze, auf welchem sich das Volk versammelte; stellte der Hintergrund einen Tempel vor, so war die Orchestra das Temenos, der geweihte Raum unmittelbar vor demselben ꝛc. Nur das sog. Hyposkenion d. h. die untere Frontmauer des Logeion, hat man vielleicht manchmal mit in die Bühnendekoration hineingezogen, so daß also, wenn die Bühne z. B. eine wilde Waldgegend mit einer Höhle vorstellte, auch die Szenenfront eine entsprechende Ausstattung erhielt. —

Die Dekorationsmalerei oder Skenographie, in welcher zuerst die griechische Malerei sich einigermaßen an die Aufgaben der perspektivischen Zeichnung herangewagt zu haben scheint, hatte nun freilich nicht entfernt so schwierige und verwickelte Aufgaben, wie die moderne Bühnenmalerei. Die wesentlichsten Dekorationsstücke sind der Hintergrund und die sogenannten Periakten. Der Hintergrund oder auch das Proskenion hatte die Aufgabe, die Wand des Bühnengebäudes zu verkleiden und zugleich das Lokal der Handlung: einen Platz mit einem Palast, oder eine Straße mit Privathäusern, oder einen Wald u. s. w. zu bezeichnen. An die große Abwechslung, welche die moderne Bühne in ihren Dekorationen kennt, darf man nicht denken; auch die Ausführung wird sich mit den allgemeinsten Andeutungen begnügt haben. Wahrscheinlich hing dies Hintergrunds-Tableau in einem hölzernen Gerüst oder Rahmenwerk und ruhte in der unmittelbaren Nähe der inneren Skenenfront auf dem Bretterboden der ...hne auf. In welcher Weise freilich bei einer Verwandlung ... Szene, wie sie auch im alten Drama bisweilen nötig war, ... Dekoration des Hintergrundes gewechselt wurde, wissen wir ...ht; vielleicht wurde in solchem Falle schon vor der Aufführung ...nter der ersten eine zweite Dekoration aufgehängt, so daß man, ...nlich wie heute, bei der Verwandlung die vordere Dekoration

nur zu beseitigen brauchte (etwa durch Versenkung oder Teilung in zwei seitwärts gezogene Hälften, denn Aufziehen ist, bei dem Fehlen eines Schnürbodens, nicht gut denkbar), um die dahinter liegende zweite erscheinen zu lassen.

Die zweite Art der Dekoration, welche die Stelle unserer modernen Koulissen vertritt, sind die sogenannten Periakten: nämlich zwei, auf den beiden Seiten der Bühne in einiger Entfernung von den Paraskenien befindliche, drehbare Vorrichtungen von der Gestalt eines dreiseitigen Prismas, welche unten mit der Axe im Bretterboden der Bühne hafteten und um diese Axe sich bewegten; jede derselben hatte also drei Flächen für Dekorationen, sodaß man durch Umdrehung drei verschiedene Szenen andeuten konnte, und damit hat man zweifellos für jedes Theaterstück ausgereicht, denn in den uns erhaltenen Stücken kommt überhaupt nur in zweien (in den Eumeniden des Äschylos und im Aias des Sophokles) Szenenwechsel vor, und in jeder dieser Tragödieen nur einmal. Auch für diese Periakten hatte man jedenfalls einen kleinen Vorrat von Dekorationen, da man ja sehr leicht die an sich wahrscheinlich nur aus einem einfachen Gestell bestehenden Gerüste mit wechselnden Malereien bekleiden konnte. Die Auffassung, daß die antike Bühne überhaupt nur drei Periakten-Ansichten gehabt hätte, nämlich eine für die Tragödie, eine für die Komödie und eine für das Satyrspiel, ist sicherlich verfehlt.

Andere Dekorationen, als den Hintergrund und die Periakten, hat die griechische Bühne nicht besessen; nur etliche Versatzstücke müssen vorgekommen sein, als Ruhebänke, Altäre, Grabmäler u. dgl., worauf wir schon durch den Inhalt mehrerer der uns erhaltenen Dramen geführt werden. Dagegen ist e[illegible] durchaus fraglich, ob das griechische Theater sich, wie das r[illegible] mische, bei welchem es allerdings feststeht, eines Vorhange[illegible] (der aber bei der römischen Bühne nicht nach oben ging, sonder[illegible] in den Erdboden sank, wenn die Bühne sich öffnete) bedie[illegible] habe; ein unbestreitbares Zeugnis dafür liegt, obgleich vo[illegible]

manchen behauptet, nicht vor. Ganz und gar unbekannt aber war die Einrichtung des abscheulichen, noch immer die moderne Bühne verunzierenden Souffleurkastens, da man offenbar überhaupt ohne Souffleur gespielt hat.

Ziemlich verwickelt ist dagegen das Maschinenwesen der alten Bühne gewesen. Wir wissen freilich mit den zahlreichen Namen solcher Theatermaschinen, die uns überliefert sind, nicht viel anzufangen und können nur von wenigen eine etwas deutlichere Vorstellung gewinnen. Eine sehr häufig zur Verwendung kommende Vorrichtung ist das sog. Ekkyklema („Herausrollmaschine"), welches nach den Angaben der Alten die Aufgabe hatte, Vorgänge im Innern des Hauses (hinter der Bühne, würden wir sagen) dem Zuschauer zu zeigen, da im griechischen Drama niemals ein Zimmer Ort der Handlung ist, sondern alles unter freiem Himmel vor sich geht. Die Beschaffenheit dieser Vorrichtung ist aber, zum Teil deshalb, weil unsere Quellen selber keine recht sichere Kenntnis der Sache mehr besaßen, schwer zu beurteilen; wahrscheinlich teilte sich auf irgendwelche Weise der Hintergrund und die Person oder die Gruppe, welche auf dem Ekkyklema gezeigt werden sollte, wurde auf einem leicht auf Rollen oder Rädern gehenden Brettergerüst, welches man sich natürlich etwas verkleidet denken muß, „herausgerollt"; unter Umständen war wohl auch keine besondere Auseinanderschiebung des Hintergrundes notwendig, sondern es genügte, wenn das Ekkyklema durch eine der drei Hintergrunds-Thüren herausgeschoben wurde. Daß eine ähnliche Vorrichtung auch Personen, welche im oberen Stockwerk eines Hauses gezeigt werden sollten, in der entsprechenden Höhe über der Bühne herausrollte, geht aus den Acharnern des Aristophanes hervor, wo Euripides in solcher Weise auf einem balkonartigen Gerüst des Oberstockes zum Vorschein kommt. — Eine andere Vorrichtung führte direkt den Namen „Maschine", Mechane; sie diente dazu, plötzlich auftretende Götter (daher die Redensart „Deus ex machina", wenn ein vom Olymp herabkommender Gott gewaltsam den

Knoten der Handlung durchhieb), Heroen oder Sterbliche, namentlich aber solche Personen, welche von oben her, gleichsam fliegend, auftreten sollten, in der Luft schwebend zu erhalten. Wo und wie diese Maschine angebracht war, darüber ist freilich wiederum keine Klarheit zu gewinnen; es scheint, als hätte sich auf jeder Seite der Bühne, oberhalb der Seiteneingänge an den Paraskenien, eine solche Einrichtung befunden, wobei die linke nur von Göttern benutzt wurde, während die rechte auch bei anderen Gelegenheiten zur Verwendung kam. Die Maschine selbst befand sich also für gewöhnlich auf irgendwelchem Oberboden des Bühnengebäudes. Es muß eine ziemlich luftige und nicht ungefährliche Prozedur gewesen sein, auf solcher Maschine aufzutreten; die Schauspieler, welche diese Luftreise anzutreten hatten, wurden in der Regel mit Stricken oder Gurten festgebunden; und nicht umsonst bittet im Frieden des Aristophanes Trygaios, als er sich auf seinem Luftroß, dem Mistkäfer, also auf einer jedenfalls ähnlichen Fliegemaschine, befindet, den Maschinenmeister, welchem die Besorgung aller dieser Einrichtungen oblag, er möge doch hübsch acht geben, daß ihm kein Unglück passiere. Dagegen war das Theologeion, wie es scheint, bloß ein über dem Haupteingange der hinteren Bühnenwand befindliches Gerüst, auf welchem die Götter, wahrscheinlich von Wolken umgeben, erschienen; von der Mechane unterscheidet es sich dadurch, daß es nicht dazu bestimmt ist, die olympischen Götter auf die Erde zu bringen, sondern sie in der Höhe ruhig thronend zu zeigen; denn nur die zur Erde herabsteigenden Götter kommen auf der Mechane, die im Olymp gedachten aber erscheinen auf dem Theologeion. — Mit der Mechane verwandt war der sog. Kranich (Geranos), ein aus der Höhe herabgelassenes, krahnartiges Werkzeug, dessen man sich bediente, wenn Menschen von der Bühne fort in die Höhe gehoben werden sollten, wie z. B. wenn Eos den Leichnam des Memnon durch die Luft entführte.

Sodann gab es Maschinen, um Blitz und Donner zu erzeugen. Wie man freilich den Blitz gemacht, darüber fehlen

uns alle Andeutungen; und man kann sich auch schwer vorstellen, wie das beim hellen Tageslicht mit Erfolg sollte möglich gewesen sein. Der Donner aber wurde dadurch bewirkt, daß in dem unter der Bühne befindlichen Raume Schläuche, welche mit Steinchen gefüllt waren, auf Erzplatten hin- und hergewälzt wurden. In diesem gleichen Kellerraume befanden sich wahrscheinlich auch die sog. Charonischen Treppen, eine Vorrichtung, durch welche Geister von Verstorbenen auf die Bühne gebracht wurden. Es ist zwar alles nähere Detail über diese Treppen von hypothetischer Art; indessen darf es doch als höchst wahrscheinlich bezeichnet werden, daß sie nach Art unserer Versenkungen gearbeitet waren, da es ja hinlänglich zweifellos ist, daß der Boden der Skene einen hohlen Raum einschloß und sich demnach eine derartige Vorrichtung sehr leicht anbringen ließ.

Bevor wir uns nun nach dieser Besprechung der baulichen Einrichtung der Theatergebäude den Aufführungen selbst und den damit verbundenen Umständen zuwenden, haben wir einige kurze orientierende Bemerkungen über die zur Aufführung gelangenden Theaterstücke selbst vorauszuschicken. Auf der altgriechischen Bühne wurden bekanntlich drei Arten von Dramen aufgeführt: Tragödien, Komödien und Satyrspiele. Während aber die Komödien von jeher einzeln zur Aufführung kamen und eine jede für sich ein abgeschlossenes Ganze bildete, hatte sich bei der Tragödie, im Zusammenhang mit der Entwickelung derselben aus dem Dionysos-Mythos und einer damit verbundenen Dreiteilung der Handlung, der Gebrauch herangebildet, daß ein größerer Mythenkreis in drei inhaltlich unter sich zusammenhängenden, obwohl jede für sich ein abgerundetes Ganze bilden Tragödieen behandelt wurde, in einer sogenannten Trizie. Ungefähr gleichzeitig aber entstand die auf den ersten ck etwas überraschende Sitte, daß man auf diese drei ernsten icke mit ihrem hochpathetischen, oft tief erschütternden Inhalte lustiges Satyrspiel des gleichen Dichters folgen ließ, eine Posse, bei welcher ein Chor von Satyrn in der aus-

gelassensten Weise mit irgend welcher mythischen Handlung, die natürlich auch in travestierter Form erschien, in Verbindung gebracht war; und diese Vereinigung von vier Dramen hieß eine Tetralogie. Leider haben wir keine einzige Tetralogie vollständig erhalten; nur die uns aufbewahrte Trilogie des Äschylos, welche die Orestessage behandelt (I. Agamemnon: die Ermordung Agamemnons durch Klytämnestra und Ägisthos; II. Choëphoren: die Rache an den Mördern durch Orestes; III. Eumeniden: die Entsühnung des Muttermörders durch den Areopag), giebt uns einen Begriff davon, in welcher Weise die tragischen Dichter ihren Stoff trilogisch gliederten. Indessen hat sich der Brauch, daß die tragischen Dichter bei den Dionysien mit vollständigen Tetralogieen, bei denen die Trilogieen innerlich zusammenhingen, gegeneinander kämpften, nicht sehr lange erhalten. Vollständig zur Geltung gekommen war er erst unter Äschylos; aber bereits Sophokles hatte sich davon wieder frei gemacht, und bei den Tetralogieen, mit denen er sowohl als Euripides auftraten, war der innere Zusammenhang der Tragödien aufgegeben. Noch später wurde es üblich, daß die einzelnen Tragödien, welche für sich allein schon ein abgeschlossenes Ganze bildeten, auch einzeln aufgeführt wurden, sodaß die Dichter mit Drama gegen Drama in die Schranken traten; doch lehren uns Inschriften, daß auch im vierten Jahrhundert noch Trilogieen, wenn auch ohne inneren Zusammenhang, aufgeführt wurden. — Von diesen drei Dramengattungen hat eine jede im Verlaufe der griechischen Litteraturblüte mehr oder weniger bedeutende Wandlungen durchzumachen gehabt.

Die Tragödie, welche zu ihrem Inhalt in den allermeisten Fällen einen Mythus hatte, aber auch nicht davor zurückschreckte. zeitgeschichtliche Stoffe, wie die Einnahme Milets, die Kämpf mit den Persern, zu behandeln, zeigte anfänglich ein bedeutende Vorwalten der lyrischen, vom Chor vorgetragenen Partieen gegenüber dem rein dramatischen Teile. Vor Äschylos war voi dramatischer Behandlung überhaupt noch wenig die Rede; da

mals hatte man nur einen einzigen Schauspieler, welcher zusammen mit dem Chor die ganze Handlung trug und sich dabei hauptsächlich erzählend verhalten mußte, sodaß von Vorführung bewegter Situationen und von Dialog noch wenig die Rede war. Äschylos führte sodann einen zweiten Schauspieler ein, und da durch Umkleiden der Schauspieler die Zahl der Rollen vermehrt werden konnte, so wurde die Handlung erweitert und belebt, der Dialog lebhafter. Als dann Sophokles noch einen dritten Schauspieler hinzufügte, eine Neuerung, von welcher auch Äschylos noch in seiner letzten Periode Gebrauch machte (über drei Schauspieler ist das griechische Drama nicht hinausgekommen), da war der Sieg des dramatischen Teiles über den lyrischen entschieden, und von da ab tritt der Chor in seiner Bedeutung gegenüber den Schauspielern mehr und mehr zurück, um schließlich ganz zu verschwinden. Denn in der Tragödie des Euripides war das Dramatische bereits so überwiegend geworden, daß der Chor eigentlich entbehrlich geworden war; freilich konnte Euripides noch nicht wagen, diese durch Religion und Tradition geheiligte Einrichtung aus der Tragödie zu entfernen, aber indem er den Anteil des Chors an der Handlung immer mehr verminderte, bereitete er seinen Ausfall vor. Während daher bei Äschylos die Festlieder und Reflexionen des Chores noch einen beträchtlichen Raum füllen, der Chor sogar bisweilen insofern eine thätige Rolle übernimmt, als er die Handlung überragt und eine mitwirkende Persönlichkeit wird, ist bei Euripides seine Anwesenheit eine mehr zufällige; er ist der Sprecher der Dogmen und der Ansichten des Dichters, aber in den Gang der Handlung greift er nicht ein, ja in den meisten Tragödien könnte er ohne Beeinträchtigung der Handlung ganz ıt fehlen. Nur bei Sophokles sind Chor und Dialog in haronischem Gleichgewicht. — Entsprechend dieser verschiedenartigen edeutung des Chors waren auch die dem Chore zufallenden ortragspartieen im Verlauf der Entwickelung des Dramas von :chselnder Art. Auf Details können wir uns hier freilich nicht

einlassen; im allgemeinen möge gesagt sein, daß man in der Regel ein Einzugs- oder Auftrittslied des Chores (Parodos) zu trennen hat von den im weitern Verlauf der Handlung vorgetragenen, einen Ruhepunkt bildenden Chorliedern, welche zwar auch mit Marschbewegungen, aber ohne Verlassen der Orchestra vorgetragen werden und daher Standlieder (Stasima) heißen; durch diese größeren Chorpartieen wird das Drama in eine Anzahl von Teilen zerlegt (Epeisodia), welche sich mit unsern Akten vergleichen lassen, indem während der Chorlieder die Handlung stillsteht und der Zuschauer Zeit hat, sich zu sammeln und das Gehörte und Geschaute auf sich wirken zu lassen; wobei denn das inzwischen ertönende Chorlied dazu beiträgt, daß die durch die Handlung in ihm erweckte Stimmung nicht verloren geht, oder ihn wohl auch auf das Kommende vorbereitet.

Die ältere Komödie, deren Hauptvertreter Aristophanes ist, bediente sich gleich der Tragödie des Dialoges und des Chorgesanges. Inhaltlich stand sie größtenteils auf dem Boden der Wirklichkeit. Sie entnahm ihre Stoffe meist der Gegenwart, behandelte politische, soziale, litterarische und sonst allgemein interessierende Fragen, jedoch in phantastischer Form, mit den abenteuerlichsten Masken und tollsten Erfindungen, dabei mit ausgelassener Freiheit Hiebe nach allen Seiten austeilend und ebensowenig den gewöhnlichen Bürgersmann, als die mächtigen und hochstehenden Persönlichkeiten verschonend. Dabei war dann die Rolle, welche der Chor zu spielen hatte, in mancher Beziehung von der, welche er in der Tragödie übernahm, sehr verschieden; namentlich darin, daß der komische Chor öfters ganz und gar aus dem Rahmen der Handlung heraustritt und als der Herold des Dichters, welcher diese Gelegenheit benutzt, um seine politischen und sonstigen Ansichten an den Mann zu bringen, persönliche Händel auszufechten und überhaupt zu sagen was er auf dem Herzen hat, sich an das Publikum wendet: das sind jene Chorlieder der Komödie, welche den Namen Parabasen führen. Auch äußerlich unterschied sich der komische Chor vor

tragischen, abgesehen von dem abweichenden Kostüm, noch dadurch, daß letzterer in der Regel aus zwölf Choreuten, jener aus der doppelten Anzahl bestand; und daß die Tanzbewegungen und Rhythmen der komischen Chöre größtenteils einen ganz andern Charakter trugen, als die der tragischen, versteht sich von selbst. — Indessen noch bei Aristophanes' Lebzeiten begann die Umwandlung der Komödie in ihrer äußern Gestalt wie in ihrem innern Wesen. Äußerlich geschah diese Veränderung durch den Wegfall des Chors, zu dessen kostspieliger Ausstattung sich die Bürger nicht mehr bereit finden ließen; und damit war jene treffliche Gelegenheit, mit lachendem Munde derbe Wahrheiten zu sagen, geschwunden und die allmähliche Veränderung des Inhalts vorbereitet. Der gänzliche Umschwung vollzog sich in der sogenannten *neuern Komödie* der Attiker, welche des Chors gänzlich entbehrt und anstatt politischer oder sozialer Satire Sittenbilder aus dem athenischen Leben, Liebesintriguen, komische Verwechslungen u. dgl. zu ihrem Gegenstande macht, mithin auf dem gleichen Boden steht, wie das moderne Lustspiel. Damit verschwand dann natürlich das lyrische Element, welches die ältere Komödie ebenso wie die Tragödie nicht bloß in den Chorpartieen, sondern auch in den dramatischen Abschnitten der Schauspieler aufzuweisen hatte; die Handlung wird durchweg dialogisch, und das musikalische Element, welches früher auch in der Komödie eine sehr wesentliche Rolle gespielt hatte, wird, indem es sich auf die Begleitung der Rezitation beschränkt, von ganz untergeordneter Bedeutung.

Das *Satyrspiel* endlich ist dasjenige von den dreien, an welchem wir am wenigsten Veränderungen nachweisen können, aber freilich auch nur ein kürzeres Dasein gehabt hat. Er-
...en ward es von einem Zeitgenossen des Äschylos, Pratinas;
...rscheinlich geschah es in der Absicht, dem Publikum, welches
... Einführung der Tragödie die volkstümlichen Späße schmerz-
vermissen mochte, die früher die Dionysosfeier erheitert
...ten, einen Ersatz dafür zu bieten und sein Verlangen nach

derberer Kost zu befriedigen. Anfangs scheint man das Satyrdrama den Tragödien vorausgeschickt zu haben, was aber bald aufgegeben wurde. Satyrspiele allein, ohne vorausgehende Tragödien, hat man in der Blütezeit des Dramas niemals aufgeführt; sie gehörten so sehr zur Tragödie, daß es auch nur Tragödiendichter sind, welche uns als Verfasser von Satyrdramen genannt werden. Unter Pratinas und Äschylos war die Blütezeit des Satyrdramas; auch Sophokles und Euripides haben solche verfaßt, und von letzterem ist uns bekanntlich eines, der „Kyklops", noch erhalten; aber damals hatte es bereis seinen Höhepunkt überschritten, zumal es nicht mehr den notwendigen Abschluß einer dramatischen Tetralogie bildete. Immerhin haben sich Satyrspiele noch Jahrhunderte lang, bis ins zweite Jahrhundert hinein, auf der Bühne erhalten; ja es ist sogar vorübergehend der freilich bald wieder aufgegebene Versuch von den alexandrinischen Dichtern gemacht worden, das Satyrspiel wieder tetralogisch mit Tragödien zu verbinden. Über den Inhalt dieser späteren Satyrdramen wissen wir allerdings nur wenig; die erhaltenen Titel alexandrinischer Satyrspiele zeigen aber, daß man damals zum Teil auch das wirkliche Leben hineinzog, woneben die mythologischen Stoffe, welche den alleinigen Inhalt des alten Satyrdramas ausgemacht hatten, auch noch weiter beibehalten wurden.

Das alte Drama, worunter wir demnach die alte Tragödie, das Satyrspiel und die alte Komödie verstehen, war eine Verbindung dreier Künste: der Poesie, Musik und Orchestik. War letztere in der Regel auf den Chor beschränkt, — daß einmal ein Schauspieler einen Tanz aufführte, kam höchstens im Lustspiel vor, — so fiel der musikalische Teil nicht blo dem Chore, sondern auch den Schauspielern zu; denn wen auch der gewöhnliche Dialog in bloßer Rezitation bestand, s. gab es doch größere Partieen auch des rein dramatischen Teil welche von den Schauspielern nicht deklamiert, sondern gesunge wurden. Freilich gehen die Ansichten der Neueren über d

Vortragsweise der rein dialogischen Partieen sehr auseinander. Ohne daß wir uns auf eine Darlegung der verschiedenen Meinungen einlassen können, bezeichnen wir es als das wahrscheinlichste, daß in der Komödie weit mehr ohne jede musikalische Begleitung im Dialog nur gesprochen wurde, während in der Tragödie durchgeführte musikalische Komposition mit mehr dramatischem Vortrag (gesprochener Rezitation unter Musikbegleitung) und selbst mit einfacher Deklamation wechselte. Dazu kamen dann die ganz durchkomponierten, auch im Metrum lyrisch gehaltenen Solovorträge der Schauspieler, welche eine gewisse Ähnlichkeit mit den Bravourarien der modernen Oper haben; sie sind in der älteren Tragödie seltner, als in der des Euripides, bei dem sie bisweilen einen unverhältnismäßig großen Platz beanspruchen. Endlich gab es auch musikalische Wechselgesänge zwischen Schauspielern und Chor resp. Chorführern. — Die zur Begleitung dienenden Instrumente waren zunächst Lyra und Kithara, sodann namentlich die Flöten. Die Saiteninstrumente scheinen besonders zum Nachschlagen gebraucht worden zu sein, wie etwa die Akkorde bei unseren Rezitationen; die Flötenbegleitung dagegen gab vermutlich nur die Haupttöne an und führte die Melodie des einstimmig gesetzten Chores oder des Solosängers entweder in der gleichen Höhe oder um ein bis zwei Oktaven höher durch. Flötenspiel begleitete die meisten Chorlieder; mit dem Chore zusammen zog ein Flötenspieler ein, welcher seinen Platz gleichfalls auf der Thymele nahm. Als in der späteren Tragödie die früher sehr einfach gehaltene Musik polyphoner und glänzender wurde, bliesen mehrere Flötenspieler gemeinschaftlich und übertönten nicht selten mit ihren grellen Instrumenten den Gesang; doch blieb für die Einzelgesänge von der Bühne die Begleitung einer einzigen Flöte das übliche.

Die Orchestik des Dramas, welche, wie gesagt, wesentlich dem Chore zufiel, bestand in der Tragödie vornehmlich in marschartigen Bewegungen und allerlei wechselnden Aufstellungen,

wie sie etwa in der modernen Polonaise oder bei turnerischen Aufmärschen heutzutage geübt werden. Dagegen waren die Tänze der Choreuten in der Komödie viel lebhafter, nicht selten stark lasciv, und auch die Tanzbewegungen des Satyrnchors trugen durchweg burlesken, stellenweise sogar obszönen Charakter. Doch bestand die chorische Tanzkunst zweifelsohne nicht bloß in gewissen, der Musik sich anschließenden taktmäßigen Bewegungen der Füße, sondern es trat auch der ganze Körper und vor allem die Arme und Hände jedenfalls mit in Thätigkeit, so daß der Tanz vielfach an unser modernes Ballet oder an die Pantomime erinnern mochte. Eine ganz deutliche Vorstellung davon zu gewinnen, ist für uns sehr schwer; die zumal in neuester Zeit hierüber vorgebrachten Hypothesen schweben nicht minder in der Luft, als die oft sehr wunderlichen Ausnahmen, welche über den Vortrag der chorischen Partieen, über die Verteilung einzelner Verse, ja selbst Worte der Chorlieder unter Halbchöre, Chorführer oder einzelne Choreuten aufgestellt worden sind. Auf jeden Fall aber war die Aufgabe, welche dem Chore zufiel, keine leichte, und das gilt in um so höherem Grade, als die Choreuten nicht, wie die Schauspieler, Berufskünstler, sondern Dilettanten waren, welche eigens für jede Aufführung einexerziert werden mußten. Das hängt mit dem Wesen der nunmehr von uns zu besprechenden Einrichtung der Choregie zusammen.

In ältester Zeit war die Ausstattung und Aufführung der Dramen noch nicht, wie später, Staatssache, sondern der Dichter übernahm die Kosten hierfür und suchte sich durch Einziehung eines bestimmten Eintrittsgeldes schadlos zu halten. Als aber die Theateraufführungen einen regelmäßigen Bestandteil der dionysischen Feste bildeten, da nahm der Staat die Sache in die Hand und regelte die Verhältnisse in der Weise, daß er die Auslagen für den Chor als sog. Liturgie einem wohlhabenden Bürger überband und die übrigen Kosten selbst trug. Diese liturgische Leistung heißt Choregie, weil ursprünglich derjenige, welcher die Kosten übernahm, auch den Chor selbst ein-

studierte und anführte. Für die verschiedenen chorischen Aufführungen, welche bei den mannigfaltigen Festen notwendig waren (abgesehen von den tragischen und komischen Chören handelte es sich auch um kyklische und andere Choraufführungen), wählte jede Phyle je einen Choregen, und zwar immer schon im Jahre vorher, weil die Vorbereitungen viel Zeit erforderten. Wollte nun ein Dichter an irgend einem Feste ein Drama von sich aufführen lassen, so handelte es sich für ihn nicht darum, die notwendigen Schauspieler zu erlangen, sondern er brauchte einen Chor. Er wandte sich daher an denjenigen Archonten, welchem die Besorgung des betreffenden Festes oblag und ersuchte ihn um Zuweisung eines Choregen; und es scheint, als ob es in der Hand dieses Beamten gelegen habe, das Drama anzunehmen oder abzulehnen. Vermutlich reichten die Dichter ihre Stücke im Manuskript ein. Beschränkungen hinsichtlich der Meldung gab es, abgesehen davon, daß der Dichter selbstverständlich Bürger und unbescholten sein mußte, nur betreffs der Komödie, da man hierbei wegen ihres politischen Charakters vom Dichter ein bestimmtes Alter (30 Jahre nach den meisten Angaben) forderte. Nahm der Archont das Drama an, so wies er dem Dichter einen der Choregen zu (durch Wahl oder Los). Dabei war es keineswegs gleichgiltig, ob es sich um Tragödien oder Komödien handelte; denn die Tragödie erforderte zu der Zeit, da man mit Tetralogieen konkurrierte, einen mindestens noch einmal so großen Aufwand, als die Komödie, wegen der größeren Zahl der Choreuten; es ist daher wohl möglich, daß die Choregen mitunter vom Staate einen Zuschuß zu ihren Kosten erhielten, zumal es, als es mit der Blüte Athens und dem Reichtum seiner Bürger abwärts ging, immer mehr Mühe machte, Leute zu fin- welche sich zur Tragung dieser bedeutenden Ausgabe bereit ärten, und es kam später auch nicht selten vor, daß mehrere regen sich gemeinschaftlich für einen Chor zusammenthaten.

Aufgabe des Choregen war es nun, zunächst das derliche Personal zusammenzubringen und solche, welche

nicht umsonst aufzutreten verpflichtet waren, zu besolden. Er mußte ferner einen Chorlehrer, welcher den Chor einzuüben hatte, wählen und honorieren, und dieser Chorodidaskalos übernahm dann meist auch bei der Aufführung die Stelle eines Chorführers. In früherer Zeit freilich, wo dies Chorlehren noch keine Profession war, wie später, und wo auch der Dichter selbst noch bei der Einübung half, übte der Choreg oft selbst seinen Chor ein, ja trat wohl auch bei der Aufführung des Stückes selbst als Chorführer auf; aber später wurde das immer seltener. Der Chorege hatte ferner für die Übungen des Chores ein Lokal zu beschaffen, event., wenn er selbst keines zur Disposition hatte, zu mieten, die Choreuten während der Übungszeit zu beköstigen und sie mit festlichen Kleidern und Kränzen für die Aufführung zu versehen. Ob er in letzterer Hinsicht größeren oder geringeren Aufwand machen wollte, stand in seinem Belieben; nur riskierte ein Choreg, welcher etwa einen komischen Chor spärlich ausrüstete und kärglich beköstigte, daß der Dichter ihn dafür bei anderer Gelegenheit vor dem Publikum durchhechelte; und auch bei Erlangung eines Preises kam sicherlich neben der guten Erfüllung der Aufgabe des Chors auch sein äußeres Auftreten in Betracht.

Die Choreuten waren meist freie Bürger; Fremde wurden eifersüchtig ausgeschlossen. Unbedeutend war ihre Aufgabe übrigens keineswegs; es war ebenso körperliche Gewandtheit für die Tänze, als tüchtige musikalische Bildung erforderlich, und Einsicht im Vortrage, Verständnis des poetischen Textes durfte ihnen nicht abgehen, wenn sie das Werk des Dichters dem feinfühligen attischen Publikum in zufriedenstellender Weise vorführen wollten. Es ist daher begreiflich, daß ein tüchtig Choreg sich alle mögliche Mühe gab, gute Choreuten zu bekommen, umsomehr, als auch die Choregie ein Agon war, inde bei den Aufführungen nicht bloß die Dichter, sondern auch d Choregen um den Preis rangen. Zu den genannten Leistunge der Choregen traten aber dann bisweilen noch anderweitige Be

pflichtungen hinzu, als Besorgung von Requisiten, Dekorierung der *Parodoi*, vielleicht auch Besorgung von Opfertieren, wenn solche im Drama gebraucht wurden. In späterer Zeit, als der Chor seine Bedeutung verloren hatte und daher auch die Kosten dafür geringer geworden waren, muß der Choreg auch für das Kostüm der Schauspieler gesorgt haben, wovon in der Blütezeit des Dramas keine Rede ist. Überhaupt trat in der hellenistischen Periode eine totale Umgestaltung der Choregie ein, wie uns die Inschriften lehren. Es wurde nämlich üblich, daß vom Volke *Agonotheten* auf ein Jahr gewählt wurden, denen die Besorgung der musischen Agone an den Dionysien und anderen Festen oblag. Sie hatten für die regelmäßige und würdige Aufführung der Agone, für gewisse Opfertiere u. dgl. Sorge zu tragen, was oft eine recht kostspielige Sache war, und legten, wie alle Beamten, nach Ablauf ihrer Amtsdauer Rechenschaft ab. Bei dieser Einrichtung übernahm der Demos gewissermaßen die Choregie und übertrug seine Verpflichtungen auf den einen Agonotheten, der dann sämtliche Chöre zu besorgen hatte, deren es ja damals nicht mehr so viel gab, als in der Glanzzeit des Dramas. Die Neuerung war dadurch notwendig geworden, daß die Zahl der reichen Familien, deren man pekuniäre Opfer zumuten konnte, sehr klein geworden war, und aus diesen nahm man dann die Agonotheten. Diese Veränderung im Wesen der Choregie scheint unter der Staatsverwaltung des Demetrios von Phaleron, gegen Ende des vierten Jahrhunderts v. Chr., vor sich gegangen zu sein.

Was dann die *Schauspieler* anlangt, so ist zunächst schon hinlänglich bekannt, daß im alten Theater niemals Frauen die Bühne betraten und daß sämtliche Frauenrollen von Männern argestellt wurden; auch erwähnten wir bereits, daß, nachdem nfangs bloß ein einziger Schauspieler gewesen war, welcher erschiedene Rollen hintereinander darstellte und mit dem horführer in Gespräch trat, Äschylos einen zweiten, Sophokles nen dritten hinzugefügt hat. Anfangs war der Dichter selbst

als Schauspieler aufgetreten, und zwar, als mehrere solche da waren, als Protagonist, d. h. als Darsteller der Hauptrolle; seit aber Sophokles, welcher selbst noch mehrere Male aufgetreten war, diese Gewohnheit aufgegeben hatte, kam sie mehr und mehr in Abnahme, und auch der erste Schauspieler wurde, wie die beiden andern, dem Dichter vom Staate zugewiesen. Die Zuteilung der Schauspieler an die Dichter erfolgte in der Regel durch das Los; es scheint aber, daß, bevor der Staat einen Schauspieler in Sold nahm, dieser sich erst einer Prüfung zu unterziehen hatte, und daß nur diejenigen, welche schon aufgetreten und deren Leistungen bekannt waren, von dieser Prüfung ausgenommen werden konnten. Der Staat nahm dann wohl für jedes Fest eine den wettkämpfenden Dichtern entsprechende Zahl von Protagonisten, Deuteragonisten und Tritagonisten in Sold, also z. B. für drei konkurrierende Dichter zusammen neun Schauspieler (vorausgesetzt daß, was wir nicht wissen, dieselben Schauspieler die ganze Tetralogie hindurch in Thätigkeit blieben, was freilich seine Bedenken hat); und von diesen wurden jedem Dichter aus jeder der drei Rangklassen drei durch das Los zugeteilt. Da wir indessen auch wissen, daß manche Dichter ihren stehenden Protagonisten hatten, welcher in der Regel in ihren Stücken auftrat, ja dem sie wohl gelegentlich eine Rolle „auf den Leib schrieben“, so muß daneben die Einrichtung bestanden haben, daß Dichter, welche schon gesiegt hatten, sich ihre Protagonisten auch ohne Los vom Staate selbst ausbitten durften und daß diese Gewohnheit später zur Regel geworden ist. Wie es freilich alsdann mit den beiden andern bestellt war, bleibt fraglich.

Unter diese drei Schauspieler verteilten sich nun die Rollen des Stücks; die Hauptrolle, die in der Regel auch die schwierigste war, erhielt der Protagonist, die nächst bedeutende, namentlich diejenige, welche am meisten mit der Hauptperson in Berührung kam, der Deuteragonist; und der Tritagonist übernahm Nebenrollen, Boten, Herolde u. dgl., weshalb diese Schauspieler

der untersten Art beim Publikum auch nicht in sonderlicher Schätzung standen. Da indessen die Dramen mehr als drei Rollen enthielten, so mußte jeder Schauspieler mehrere übernehmen; und daher mußte bereits der Dichter bei Abfassung des Stückes darauf Bedacht nehmen, daß den Schauspielern auch jeweilen, wenn sie in anderer Rolle aufzutreten hatten, die zum Umkleiden notwendige Zeit blieb, daß die Entfernung eines Schauspielers, den man anderweitig verwenden wollte, motiviert wurde u. s. w. Nun gab es aber auch Dramen, bei denen es thatsächlich unmöglich war, mit drei Schauspielern auszukommen, und dafür gab es denn einen Ausweg, über dessen Beschaffenheit allerdings die Ausleger der einschlägigen Schriftquellen abweichender Meinung sind, zumal auch in letzteren Irrtümer oder Entstellungen vorzuliegen scheinen. Das wahrscheinlichste ist dies, daß in dem Falle, wo ein Dichter noch mehr als die drei ihm vom Staate gestellten Schauspieler brauchte, er sich deshalb an den Choregen zu wenden und mit diesem in's Einvernehmen zu setzen hatte; dieser stellte ihm dann einen vierten, event. sogar einen fünften Schauspieler (es handelte sich dabei ja immer nur um kleinere Rollen), ebenso wie der Chorege auch, wenn es nötig war, für einen zweiten oder Nebenchor, dergleichen in einigen Dramen auftrat, sorgte; und jede solche besondere Leistung des Choregen hieß Parachoregema. — Endlich gab es noch stumme Personen oder Statisten, die man auch „Speerträger" (Trabanten) nannte, weil gerade solche Rollen meist bloße Statistenrollen waren. Ob diese der Staat besoldete oder der Choreg, wissen wir nicht. Überhaupt fehlen uns nähere Angaben über die Soldverhältnisse der Schauspieler, welche begreiflicherweise je nach ihren Leistungen sehr verschiedene :en; in der makedonischen Zeit hatten berühmte Schauspieler · hohe Gagen.

Eine wesentliche Umgestaltung erfuhr das Schauspielerwesen der hellenistischen Periode. Als nämlich infolge Aufhörens Chores die Aufführung von Dramen bedeutend erleichtert

wurde, und auch an andern Festen, als an den dionysischen, Theaterstücke zur Aufführung gelangten, bildeten sich Vereine von Schauspielern, welche sich „dionysische Künstler“ nannten und über deren Verhältnisse uns namentlich die Inschriften interessante Aufschlüsse gewähren*). Aus kleineren Schauspielgesellschaften entstanden durch Vereinigung heilige Genossenschaften, welche in größeren Städten ihren Sitz hatten und in die kleineren sowie in die Provinzen bis weit nach Kleinasien hinein ihre Mitglieder in kleineren Abteilungen zu den Festaufführungen entsandten. Am genauesten kennen wir die Einrichtungen der dionysischen Künstler-Gesellschaft von Teos, einer ionischen Stadt an der lydischen Küste; diese trat nicht bloß in Kleinasien auf, sondern hatte auch für Delphi, Theben, Thespiä u. s. Konzessionen. Sie umfaßte zahlreiche Mitglieder, nicht bloß Schauspieler, sondern auch Dichter von Tragödien, Komödien und Satyrspielen, von epischen Gedichten und Enkomien (Lobgesängen), Komponisten, Musiker, Tänzer, Maschinisten, Dekorateure, Garderoben-Verleiher u. s. w.; sie hatte auch eine dramatisch-musikalische Schule errichtet, eine Art Konservatorium, in welchem Zöglinge aus den verschiedensten Teilen Griechenlands ihre Ausbildung erhielten, die dann meistens wiederum Mitglieder der Gesellschaft wurden. Es ist der Mühe wert, die Details der Verwaltung, die innere Organisation, das Leben der Mitglieder 2c. bei diesen Schauspielverbänden der alexandrinischen Zeit näher zu verfolgen, was wir uns hier leider, um nicht zu sehr in's einzelne zu geraten, versagen müssen.

Wenn nun schon die bisher besprochenen Einrichtungen und Verhältnisse den großen Gegensatz des antiken Theaterwesens gegen das moderne erkennen lassen, so ist doch nichts in so hohem Grade unseren sonstigen Anschauungen widersprechend als das griechische Theaterkostüm, vor allem, daß die griechischen

*) Vgl. Lüders, Die dionysischen Künstler. Berlin 1873.

Schauspieler stets mit Masken vor dem Gesicht auftraten. Für unser modernes Gefühl ist dieser vollkommene Verzicht auf das Mienenspiel, auf Wechsel in Wiedergabe der Empfindungen, dieser beständige Anblick der starren, ewig den gleichen Ausdruck bewahrenden Züge der Maske geradezu unbegreiflich. Man hat diese eigentümliche Sitte auf sehr mannigfaltige Weise zu erklären gesucht. Aber wenn man gemeint hat, in den großen griechischen Theatern wäre das feine Mienenspiel eines Schauspielers nicht mehr zu verfolgen gewesen, während die groben und plumpen Züge der Maske gerade auf solche Entfernung berechnet wären, wo ihre Unveränderlichkeit weniger auffallen mußte, so ist dies keineswegs richtig. Denn man spielte ja am hellerlichten Tage; in dem scharfen, klaren Lichte des südlichen Himmels; hier hätten die Zuschauer auch von den entferntesten Plätzen aus noch das Mienenspiel der Schauspieler verfolgen können, zumal die Alten keine so schlechten Augen hatten, wie unsere heutige Generation in den Großstädten. Ebensowenig ist es richtig, wenn man gesagt hat, die Maske wäre notwendig gewesen, damit durch die am Munde derselben angebrachte trichterförmige Vorrichtung der Schall verstärkt würde; denn die Akustik ist im griechischen Theater meist so ausgezeichnet, daß man selbst das leiseste, auf der Bühne geflüsterte Wort im Zuschauerraum verstehen mußte. Richtig ist nun allerdings, daß die Durchführung von mehreren Rollen durch einen einzigen Schauspieler, zumal mit schnellem Wechsel der Rollen nicht möglich gewesen wäre ohne Masken; aber andererseits darf man doch auch die Frage so stellen, ob man denn an diesem System der Verteilung sämtlicher Rollen auf drei Schauspieler so streng festgehalten hätte, wenn man nicht eben schon die Masken und it die Möglichkeit dieser Beschränkung gehabt hätte? — nso ist die Einführung wirklicher Persönlichkeiten, deren Ge-tszüge treu nachgeahmt werden, durch die Masken selbstver-dlich bedeutend erleichtert, aber für hervorragende Mimiker h ohne solche möglich, wie Beispiele aus der neueren Schau-

spielkunst beweisen. Alle diese Gründe haben also keinesfalls zur Erfindung der Masken geführt; vielmehr sind diese hervorgegangen aus den religiösen Bräuchen, welche die Anfänge des Dramas bilden, und später, zugleich mit manchen anderen Resten des religiösen Ursprungs, einfach beibehalten worden, da man sich daran gewöhnt und sie bequem gefunden hatte. Bei jenen Dionysosfesten, aus denen das Drama hervorging, war es von früh ab üblich gewesen, sich das Gesicht entweder durch Beschmierung (mit Trestern z. B.) zu entstellen oder durch vorgenommene Umhüllung zu vermummen, mit Kränzen von Eppich, Epheu u. dgl. zu verhängen u. dgl. An Stelle der Bemalung und der Blätter traten dann Leinwandlappen, anfangs formlos, bloß zur Verdeckung und Unkenntlichmachung des Gesichts bestimmt, später durch Nachahmung menschlicher Züge zur Maske gestaltet.*) Diese blieb dann als ein durch das Herkommen geheiligter Brauch bestehen, wie ja auch die ganze Theateraufführung selbst beständig als eine heilige, dem Dionysos zu Ehren vollzogene Feier gegolten hat.

Die Theatermasken,**) deren Material auch später noch vornehmlich Leinwand mit Gips u. dgl. überzogen, außerdem aber auch Holz, Baumrinde u. a. m. war, unterschieden sich dadurch von unsern modernen Masken, daß sie nicht bloß das Gesicht, sondern den ganzen Kopf, Gesicht wie Hinterkopf des Schauspielers bedeckten. Der Schauspieler, der die Maske aufgesetzt hatte, sah natürlich bloß durch die ausgeschnittenen Augen; ja es kam öfters vor, scheint sogar namentlich in der älteren Zeit das gewöhnlichere gewesen zu sein, daß nicht, wie bei uns, das ganze Auge ausgeschnitten war, sondern bloß die Pupille, während die Iris noch an der Maske selbst angebracht und bunt bemalt war, so daß der Schauspieler die schwierige

*) Vgl. Sommerbrodt, Scaenica (Berlin 1876), S. 199 ff.

**) Vgl. Arnold, in den Verhandlungen der 29ten Philologen-Versammlung 1875. S. 16 ff.

Aufgabe hatte, bei seinem Spiel nur durch die Pupille hindurch sehen zu können, die freilich, da die Dimensionen der Masken in der Regel größer waren, als die normal menschlichen, ebenfalls größer sein mochte, als in der Wirklichkeit. Selbstverständlich waren die Masken auch sonst durchweg bemalt, namentlich Augenbrauen, Lippen, Wangen, Stirnfalten u. dgl.; der Bart, wie das Haupthaar waren von wirklichen Haaren oder von Wolle oder sonst einem Surrogat nachgeahmt. Dazu kam bei gewissen tragischen Masken ein hoher Haarbausch über der Stirn, der auch diese noch erhöhte, der sog. Onkos, welcher offenbar keinen andern Zweck hatte, als die Gestalt des Schauspielers noch größer, gewaltiger erscheinen zu lassen, worauf ja auch andere Eigentümlichkeiten des tragischen Kostüms abzielen. Die Ohren waren nicht immer sichtbar. Der Mund war meist sehr weit geöffnet, mit Lippen, bisweilen auch mit künstlichen Zähnen versehen. Die große Weite der Mundöffnung bezweckte, Deklamation und Gesang des Schauspielers frei und ungehindert heraus zu lassen. An komischen Masken (s. unten Fig. 8 u. 9) findet sich sehr häufig eine trichterförmige Mundöffnung, welche dem ganzen Gesicht einen sehr grottesken Ausdruck giebt und bei der man nicht weiß, ob mit derselben noch eine besondere technische Absicht verbunden oder lediglich eine Erhöhung des komischen Effektes beabsichtigt war. — Beim Anziehen der Maske packte man sie am Kinn und zog sie von unten nach oben über den Kopf; dann wurde sie mit Bändern unter dem Kinn befestigt, während der Hals des Schauspielers durch die Maske sowie durch die Kleidung fast vollständig verdeckt war: daher kommt der eigentümliche, fast möchte man sagen asthmatische [illegible]druck, welchen die Abbildungen antiker Schauspieler so häufig uns machen.

Im allgemeinen unterscheidet man nun, nach den drei Arten [illegible] Dramas, tragische, komische und Satyrmasken, und es [illegible] nicht schwer, unter den uns erhaltenen zahlreichen Abbildun[illegible] von Masken auf antiken Kunstwerken diese drei Arten aus-

einander zu halten, da zunächst schon der Ausdruck der Masken in der Regel entscheidend ist, indem bei den tragischen Masken bald ruhiger Ernst, bald tiefe Trauer, wilder Zorn u. s. w., jede Leidenschaft aber in großartiger, meist auch würdevoller Weise wiedergegeben ist, bei den komischen dagegen stets eine Verzerrung, eine Hinneigung zur Karrikatur vorhanden ist, und die Masken für das Satyrspiel selbstverständlich, soweit sie für Satyrn berechnet sind, auch deren tierische Physiognomie wiedergeben. Aber neben diesen allgemeinen Kennzeichen gab es eine außerordentlich große Zahl von Nüancen zum Teil sehr feiner Art, welche uns beweisen, daß die alten Maskenverfertiger, welche einen besonderen Erwerbszweig ausmachten, sich ausgezeichnet auf ihr Handwerk und auf Physiognomik verstanden haben müssen. In der älteren Zeit scheint man für jedes Drama eigens die Masken angefertigt zu haben, so daß dieselben genau im Charakter der Rolle gehalten waren. Das gilt ebenso von der Tragödie, als von der älteren Komödie; Äschylos, welchem vornehmlich Neuerungen und Erfindungen auf diesem Gebiete zugeschrieben werden, brauchte z. B. für seine Eumeniden, die man früher noch nie auf dem Theater gesehen hatte, ebenso besondere neue Masken, als Aristophanes und die andern Dichter der älteren Komödie sich für ihre phantastischen Charaktere (Frösche, Wolken, Vögel 2c.) nicht minder als für die in der Komödie auftretenden wirklichen Persönlichkeiten (Euripides, Sokrates, Kleon) eigene Masken mußten anfertigen lassen und allenfalls nur für die gewöhnlichen typischen Figuren von Bürgern und Bürgersfrauen, Sklaven u. dgl., sowie für die mythologischen Personen (Herakles, Dionysos z. B.) sich schon vorhandener Exemplare von Masken bedienen konnten. Das neuere attische Lustspiel dagegen mit seinen stehenden Charakterfiguren bedurfte eigens hergestellter Masken nur noch in Ausnahmefällen; und so war es üblich geworden, daß sich im Requisitenapparat jeder Bühne oder Schauspielergesellschaft ein beträchlicher Vorrat von Charaktermasken aller Art fand, welcher in den meisten Fällen für den

Bedarf ausreichen mochte. Es ist daher eigentlich etwas oberflächlich, wenn man schlechtweg von tragischen und komischen Masken spricht; denn wenn auch eine direkt komische, d. h. schon in ihrem verzerrten Äußern lächerlich wirkende Maske niemals in einer Tragödie zur Verwendung kommen konnte, so gab es doch ernste Masken, die in der Komödie benutzt werden konnten; und es wäre sehr falsch, wenn man sämtliche Personen, z. B. eines Lustspieles des Menander in solchen Masken, die man speziell komische zu nennen gewöhnt ist, sich vorstellen wollte.

Bei den stehenden Masken unterschied man, abgesehen vom Geschlecht, zunächst nach Alter und Leibesbeschaffenheit (so z. B. gab es eine Maske, welche das junge Mädchen hieß, oder die magere Alte, die dicke Alte u. s. f.), ferner nach Farbe oder Schnitt des Haupthaars (der kraushaarige Jüngling, die kurzgeschorene Jungfrau, der blonde Mann, der graue Satyr) oder des Bartes (der Spitzbärtige, der langbärtige Alte, der bartlose Satyr); auch nach der Farbe des Teints (der gebräunte Mann, die Bleiche mit gelösten Haaren), und selbst nach dem Schnitt der Nase (der stülpnasige Satyr). Andere Masken wurden charakterisiert durch die soziale Stellung, welche sie wiedergaben (die alte Haushälterin, der Landmann, die alte Hetäre, der Soldat, die wohlfrisierte Kammerzofe) oder auch nach bestimmten geistigen und Charakter-Eigenschaften (der tüchtige junge Mann, die geschwätzige Alte); selbst vorübergehende Seelenstimmungen oder Affekte wurden in der Maske festgehalten, und es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, daß sogar, wenn im Drama ein bedeutender Wechsel der Stimmung bei einer und derselben Person eintrat, der Schauspieler hinter der Szene die Maske wechselte.
e Schriftquellen zeigen uns auch an zahlreichen Beispielen, t welchen verschiedenartigen Mitteln man bestimmte Charakterje äußerlich anzudeuten suchte; ein solches Merkmal war B. die Gesichtsfarbe: gebräunten Teint erhielten die kräftigen, im Freien lebenden oder mit körperlichen Übungen sich ab-

Fig. 6 u. 7.





Tragische Maske.

Fig. 8 u. 9





Komische Maske.

Fig. 10.



Komischer Schauspieler.

gebenden Männer; weißen, außer den Frauen, zarte und weichliche Jünglinge; bleichen oder gelblichen Kranke oder geistig Leidende, z. B. unglücklich Liebende. Ferner war auch die Farbe und der Ausdruck der Augen bedeutsam; man unterschied matte, stechende, finstere, traurige u. s. w., und all dies gab nicht der Schauspieler wieder, sondern es war bereits in der Maske angedeutet; ebenso sind die Augenbrauen bezeichnend: hochgezogene bedeuteten z. B. in der Komödie Hochmut und Prahlsucht, kamen daher Parasiten, Soldaten u. s. w. zu; gesenkte gaben Ernst oder traurige Stimmung wieder. Nicht minder war die Behandlung der Stirn, der Nase ꝛc. von Bedeutung für den Charakter der Maske.

Zur Veranschaulichung des Gesagten geben wir hier zunächst in Fig. 6 und 7 die Vorder- und Seitenansicht einer tragischen Maske aus Terrakotta, die mit ihrem weitgeöffneten Munde, den aufgerissenen Augen, hoa herausgezogenen Brauen und der gerunzelten Stirne den Eindruc der Angst und des Entsetzen macht. Ein Gegenstück dazu i die komische Maske, Fig.

und 9, mit der trichterförmigen Mundöffnung, der stumpfen Nase, den schielenden Augen und den nach der Mitte zu herabgezogenen Brauen. Ähnlich ist die Maske, welche der in Fig. 10 abgebildete Komiker trägt, der sonst in der Tracht des gewöhnlichen Lebens, d. h. im kurzen Sklavenkleide erscheint, und entsprechend karrikiert die Maske des Komikers Fig. 11.

Fig. 11.

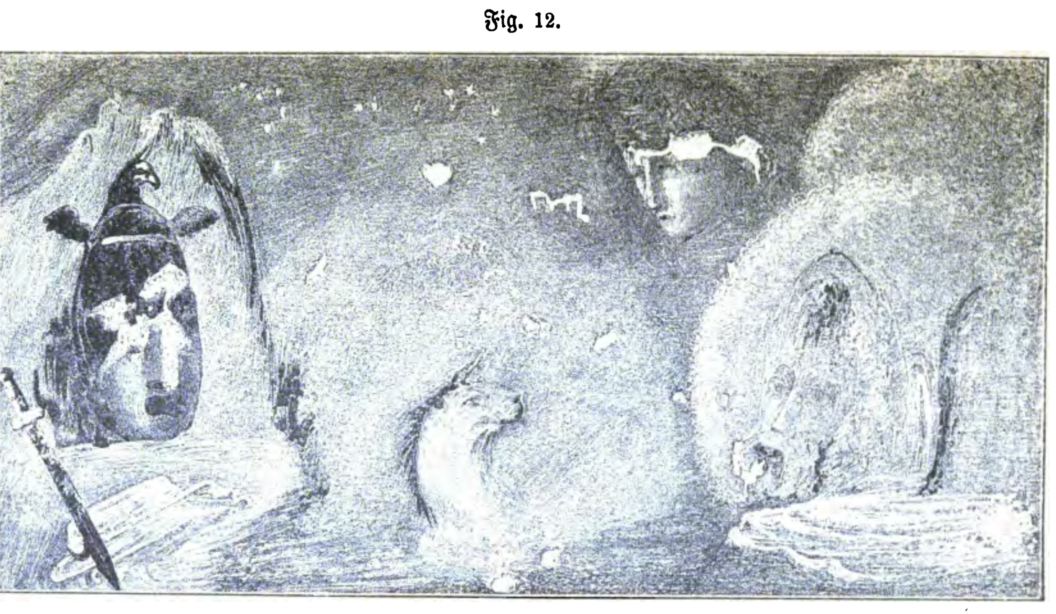


Komischer Schauspieler.

Neben solchen stehenden Masken, welche also einen bedeutenden Vorrat bildeten und unter denen sich die Schauspieler die für ihre Rollen passenden aussuchten, wenn nicht der Dichter es geradezu schon vorgeschrieben hatte, gab es aber auch später noch solche, welche für außerordentliche Situationen, für ganz absonderlich gestaltete Persönlichkeiten, allegorische Figuren und dgl. hergestellt werden mußten und sich sonst nicht weiter beliebig verwenden ließen. Namentlich die Tragödie hatte mehrfache Gelegenheit, ungewöhnliche Masken auf die Bühne zu bringen; auch die unteritalische Komödie, welche in grottesker Weise mythologische Vorwürfe behandelte, mochte von solchen Masken, die eigens hergestellt werden mußten, öfters Gebrauch machen. So ist z. B. unter den auf dem pompejanischen Wandgemälde Fig. 12 (welches zweifellos auf griechische Vorbilder zurückgeht) befindlichen Masken aus dem Andromeda-Mythus die links befindliche eines braunen Jünglings, der durch die geflügelte Kappe und die am Boden lehnende Harpe s Perseus charakterisiert ist, eine außerordentliche, ebenso die s Ungeheuers in der Mitte, während die der Andromeda rechts :n und die rechts unten befindlichen, nicht ganz deutlichen asken recht gut dem gewöhnlichen stehenden Vorrate ent›mmen sein könnten.

Nicht minder eigenartig und von unsern modernen Verhältnissen abweichend war das übrige Kostüm der griechischen Bühne. Wenn wir zunächst vom tragischen Kostüm ausgehen, so kann man den Gegensatz zwischen damals und heute kurz so charakterisieren, daß man sagt: dem Griechen war bei der Wahl des tragischen Kostüms Zweck die Idealisierung, für uns ist es die Individualisierung. Wir suchen im Theaterkostüm, wie in der Kunst, jetzt vor allen Dingen historisch treu zu sein; die Geschichte der Tracht und der Mode bildet für die modernen Bühnenleiter einen Gegenstand des eifrigsten Studiums. Die antike Tragödie hatte aber nur ganz ausnahmsweise historischen Inhalt, behandelte sonst meist Mythen; für die auftretenden Gestalten mußte daher ein Kostüm gewissermaßen erst erfunden werden. Denn dasjenige, welches die bildende Kunst bot, konnte man in den wenigsten Fällen brauchen, weil die Kunst sich für die Götter- und Heroenwelt mit Vorliebe der Nacktheit bediente; das Theater aber, welches ja zugleich eine religiöse Institution war, wobei also die Mitwirkenden gewissermaßen als Festfeiernde betrachtet wurden, glaubte im Gegenteil wirken zu müssen durch Pracht der Gewandung. So entwickelte sich denn die stehende Tracht für die Tragödie, als eine nicht der Wirklichkeit noch der der Vergangenheit entnommene, sondern eine ideale Tracht, am meisten noch erinnernd an religiöse Festkleidung. Wenn dazu noch gewisse eigentümliche Mittel traten, durch welche man darauf ausging, die Gestalt des Schauspielers über das Maß der Wirklichkeit hinaus zu erheben, so darf man auch dies nicht darauf zurückführen, daß etwa der große Raum, von dem aus man die Schauspieler betrachtete, es wünschenswert machte, sie so groß als möglich erscheinen zu lassen; vielmehr sind diese Vergrößerungsbestrebungen durch den Wunsch hervorgerufen, die Darsteller als übermenschliche, heroische Wesen erscheinen zu lassen die ebenso an Körperkraft und Würde über den gegenwärtigen Menschen standen, wie die gewaltigen Thaten der homerischen Helden über dem schwächlichen Treiben der Epigonen. — Etwas

Fig. 12.



Masken aus dem Andromeda-Mythus.

anders liegen die Verhältnisse hinsichtlich des Kostüms im Lustspiel, wo zwar für die Götter- und Heroen-Rollen die gleiche Tracht üblich war, als in der Tragödie, daneben aber Sklaven oder Persönlichkeiten des täglichen Lebens auftraten, welche man nicht in jene festliche Kleidung stecken konnte. Feste Normen kann man aber in der Komödie umsoweniger aufstellen, als hier nicht bloß die Unterschiede zwischen altem und neuem Lustspiel sich auch beim Kostüm geltend machen, sondern auch die außerhalb Attikas vorkommende Komödie z. B. der Sikyonier, der Tarentiner u. s. w., wieder ihre besondere Form und jedenfalls auch ihre besondere Tracht hatte, so gut wie der Arlecchino der venetianischen Volkskomödie in anderer Tracht erscheint, als der florentinische Stenterello und der neapolitanische Pulcinella, obgleich sie ursprünglich alle drei dieselbe Figur sind. — Was endlich das Satyrspiel anlangt, so war für den Satyrnchor ein besonderes Kostüm nicht nötig, da es hier nur galt, so gut als möglich zu verkörpern, was aus den Kunstdenkmälern zur Genüge bekannt war.

Auch bei der Bühnentracht muß man, wie bei der des gewöhnlichen Lebens, zwischen Unter- und Oberkleidern unterscheiden. Das Unterkleid des tragischen Schauspielers wie des Choreuten, und zwar sowohl in männlichen als in weiblichen Rollen, war der lange Chiton, jene in Attika vor Perikles allgemein übliche, auf Jonien zurückgehende Tracht*), welche die Bühne beibehielt, weil sie besonders Festestracht geworden war; und wie die Festkleider, so waren auch die Theatergewänder bunt, mit Stickereien oder angesetzten Streifen reichverziert und nicht selten sehr kostbar, wenn ein reicher Chorege seinen Chor recht glänzend ausstatten wollte. In der Regel w dieser Chiton gegürtet und zwar, nach der alten Mode, die n z. B. auch bei den Kitharoden finden, nahe unter den Achse also mit sehr hochsitzender Taille. Es gehörten dazu auch lang bis zur Hand reichende Ärmel, eine aus dem Leben verschwu

*) Vgl. Bd. I. S. 22.

dene Eigentümlichkeit der festlichen Kleidung. Zur Erhöhung des Pomps pflegte sogar eine Schleppe den Chiton zu zieren,

Fig. 13 u. 14.



Tragischer Schauspieler.

che nicht bloß bei den Frauen, sondern auch bei den Männern kam. Als Oberkleid trug man teils die auch im gewöhnlichen

Leben üblichen, Himation und Chlamys, teils solche, welche speziell der Bühne eigentümlich waren und von denen wir zwar eine Anzahl Benennungen, aber keine näheren Details über Schnitt und Tragweise wissen. Buntheit war auch hier gewöhnlich, schwarze Kleidung trugen nur Elende und Verfolgte. Denn bei solchen ging man selbstverständlich von dem feierlichen Kostüm, welches einen zu scharfen Kontrast mit ihrer Rolle gebildet haben würde, ab; Philoktet, Telephos u. a. erschienen nicht im prunkvollen Königsornat, sondern in schlichten Gewändern, ja auch wohl in Lumpen. Man erinnere sich der Schilderung, welche im Ödipus auf Kolonos von dem Äußern des unglücklichen, vertriebenen Fürsten entworfen wird; und daß Euripides ganz besonders durch klägliches Bettlerkostüm auf das Mitleid der Zuschauer spekulierte, ist aus Aristophanes' Späßen darüber hinlänglich bekannt. — Das Kostüm der Frauen glich im allgemeinen dem beschriebenen; vielleicht war nur in der Art, das Oberkleid anzulegen, ein Unterschied vorhanden. Dagegen traten untergeordnete Persönlichkeiten in der Tragödie, Boten, Trabanten, Sklaven u. s. w., im kurzen Chiton auf, Pädagogen in der oben beschriebenen, dem barbarischen Kostüm entlehnten Tracht, sodaß dadurch Abwechslung in die Erscheinung der Auftretenden kam, indem die pomphafte Festtracht nur für die Standespersonen u. dgl. aufbewahrt blieb. — Eine vortreffliche Vorstellung der tragischen Tracht bietet die in Fig. 13 u. 14 von zwei Seiten abgebildete Elfenbeinstatuette eines Schauspielers. Er trägt den (im Original blau gemalten) langen Ärmelchiton, der mit drei breiten, vom Gürtel zu den Füßen herabgehenden Streifen und horizontalen Streifen um die Ärmel verziert ist. Die Maske mit dem hohen Onkos trägt den Ausdruck wilden Grimmes; auffallend aber ist die bedeutende Größe der Augenlöcher, durch welche hindurch man die Augen des Schauspielers mit ihrer nächsten Umgebung deutlich erkennt. Da bei den griechischen Masken meist nur die Pupille durchbohrt war, so vermutet der Herausgeber (C. Robert) des interessanten Figür

chens, daß wir hierin erst römischen Brauch der Kaiserzeit zu erkennen haben.

Sehr lehrreich ist diese Statuette auch für die Form des Kothurns, der gewöhnlichen Fußbekleidung der tragischen Schauspieler. Der Kothurn war ein ziemlich hoch hinaufgehender Schuh, der nicht einem jeden Fuß besonders angepaßt ist, sondern auf beide Füße angelegt werden kann; der tragische Kothurn speziell zeichnet sich durch sehr hohe Korksohlen aus, welche die Gestalt um ein beträchtliches vergrößern. Wie man hier sieht, ist der Fuß mit dem eigentlichen Schuh noch unter dem Kleide verborgen, nur die hohen, die Form der Sohle noch bewahrenden Sohlen kommen darunter hervor. Wenn nun so, durch Onkos und Kothurn, die Größe des Schauspielers erhöht wurde, so mußte man auch der übrigen Figur ein etwas mächtigeres Aussehen geben; zu diesem Zwecke hatte man Polster oder Kissen, mit denen man sich Brust und Leib ausstopfte, ferner Handschuhe mit langen Fingern, welche, wie es scheint, an den Ärmeln befestigt waren u. dgl. m. Alles in allem ergab ein Ensemble, das unserem Geschmack schwerlich zusagen würde, aber im grunde noch lange nicht so seltsam war, als die in Hoftracht und Allongenperrücke agierenden Helden Corneilles und Racines, an denen das 17. Jahrhundert ja auch keinen Anstoß nahm. — Natürlich kommen zu diesem Kostüm je nach Bedarf noch allerlei Requisiten hinzu: Waffenstücke bei den Kriegern, ein Szepter für die Könige, beim Herakles Löwenfell und Keule, bei der Artemis ein Hirschfell u. s. w.

In der Komödie traten die Frauen vermutlich durchweg in der Tracht des täglichen Lebens auf. Bei den männlichen -llen war, abgesehen von den phantastischen Charakteren, der ze Chiton anscheinend das gewöhnlichste, namentlich für Perlichkeiten untergeordneten Standes, wie für die im neueren stspiel nie fehlenden Sklaven die Arbeitertracht der Exomis.*)

*) Vgl. Bd. I. S. 24.

Auch der Bauernpelz, der Lederrock der Landleute kam vor, dazu Ranzen und Knotenstock als Ausstattung. Die spätere Komödie pflegte auch ihre einzelnen Gestalten für die Zuschauer schon von vorn herein dadurch kenntlich zu machen, daß man den Kleidern eine bestimmte Farbe gab: so erschienen die Parasiten im schwarzen oder grauen Rock, die Bordellwirte und Kuppler in einem bunten mit Mantel darüber, Sklaven in der weißen Exomis, Jünglinge im weißen Chiton mit Purpurbesatz, Köche in ungewalkten Kleidern u. s. w.; in ähnlicher Weise unterschieden sich auch die weiblichen Rollen, die alten Frauen, die Bürgermädchen, die Erbtöchter, die Kupplerinnen, Hetären rc. In der unteritalischen Komödie, deren Tracht wir aus einer nicht unbeträchtlichen Zahl von Vasenbildern kennen, tragen die Darsteller männlicher Rollen meist einen dem Körper dicht anliegenden Anzug, welcher die Beine bis an die Knöchel und die Arme bis zur Hand bedeckt, dazu einen enganliegenden gegürteten Kittel, welcher Arme und Beine freiläßt (vgl. Fig. 15). Offenbar vertritt hier der untere Anzug die Stelle unserer Trikots: Arme und Beine sollen als nackt gedacht sein. Soll, was auch vorkommt, der Schauspieler ganz unbekleidet scheinen, so tritt an Stelle jenes Kittels ein, meist mit falscher Brust und Bauch grotesk ausgestopftes, enganliegendes Leibchen, mit Andeutung von Brustwarzen und Nabel. Dazu kam dann noch der bekannte komische Phallos, ein Rest der alten derben Volksbelustigungen, bei denen das Geschlechtliche noch eine Hauptrolle spielte, wie ja auch namentlich die ältere Komödie sich nach dieser Richtung hin noch die größten Freiheiten erlaubte. Doch ist der Phallos in der späteren Komödie mehr und mehr in Abnahme gekommen; auf zahlreichen Darstellungen mit Komödienszenen fehlt er gänzlich, und zumal das jüngere Lustspiel mi seinen Szenen des bürgerlichen Lebens entbehrte dieser obszönen Zuthat jedenfalls, während jene Possen, in denen Mythen ode Stoffe der Heroensage in travestierter Behandlung vorgeführ wurden, dadurch derber und komischer gemacht werden mochten

Fig. 15.

PL. XCIV

Komödienszene (der kranke Chiron?).

Wir geben hier mehrere Beispiele unserer Komödienbilder. In Fig. 13, deren Deutung [illegible] ganz unsicher ist, zeigt die Bühne auf der linken Seite ein mit einem Schutzdach versehenes Brettergerüst, zu welchem eine Treppe hinaufführt; auf dem Boden des Gerüstes liegt ein Bündel mit Federn oder [illegible], eine Mütze und ein [illegible]. Die Treppe hinauf steigt mühsam und gebückt, sich auf einen derben Knotenstock stützend, der [illegible] [illegible] [illegible], von hinten schiebt ihn ein Sklave in die Höhe, während der auf der zweiten Stufen stehende [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], als wolle er ihn heraufziehen. Im Hintergrunde, nur mit dem Oberleib sichtbar, sind zwei [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] dargestellt. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und eine Maske, [illegible] [illegible] [illegible]. Dargestellt ist vielleicht, wie der kranke [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Heilung naht. Das [illegible] [illegible]. Die [illegible] mit dem Phallos. Die Kleidung [illegible] [illegible] [illegible] Masken sind ein [illegible]. — [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] noch keine [illegible] Deutung gefunden. [illegible] [illegible] in irgend welchem [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Thüren-[illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] befindet ist, und die [illegible] [illegible] [illegible]. Die [illegible] [illegible] hält [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] die Scene [illegible] [illegible]. Die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] von der des Mädchens oder der Frau [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] das Kostüm der beiden Männer [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. — Fig. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Erinnerung herangezogen werden, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Komödien [illegible] und die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] jüngeren Lustspiels angehört. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] ein [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible?] [illegible] zu sein, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] oder ein [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] keine [illegible], und es ist daher [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] der Fuß

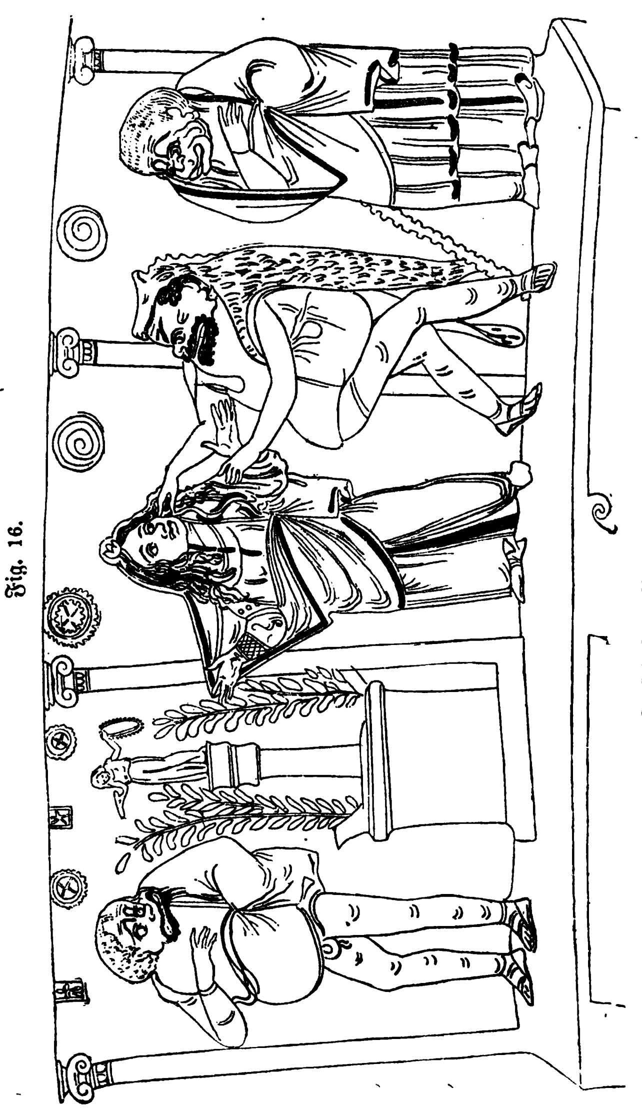
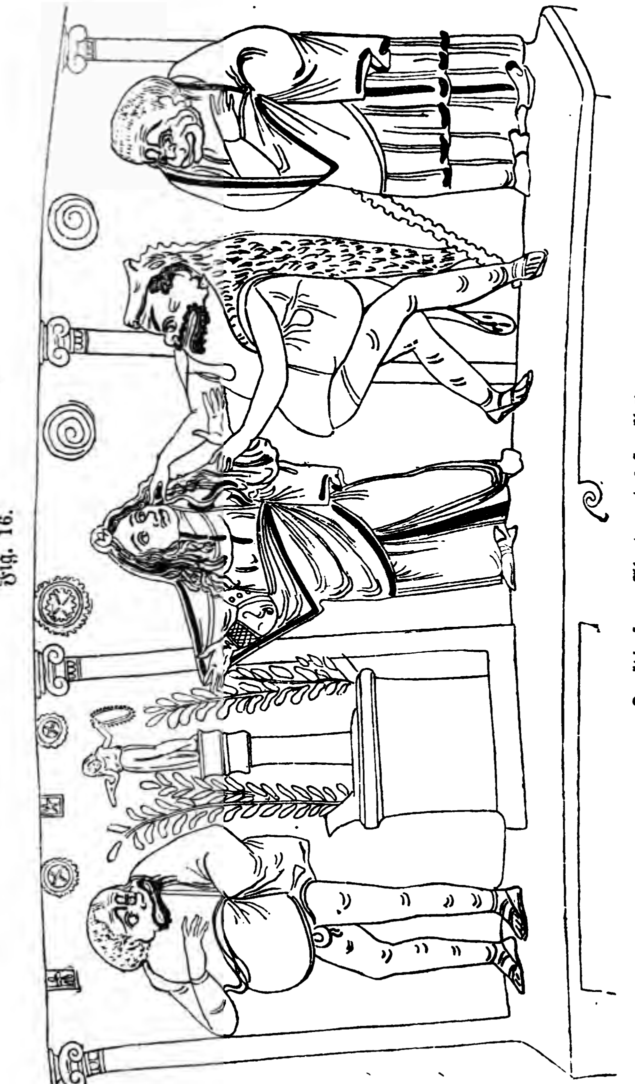


Fig. 16.

Komödienszene (Abenteuer des Herakles).

Wir geben hier mehrere Beispiele antiker Komödienbilder. In Fig. 15, deren Deutung freilich ganz unsicher ist, zeigt die Bühne auf der linken Seite ein mit einem Schutzdach versehenes Brettergerüst, zu welchem eine Treppe heraufführt; auf dem Boden des Gerüstes liegt ein Bündel mit Betten oder Teppichen, eine Mütze und ein Tragholz. Die Treppe hinauf steigt mühsam und gebückt, sich auf einen derben Knotenstock stützend, der (inschriftlich bezeichnete) Chiron; von hinten stößt ihn ein Sklave in die Höhe, während der auf den obersten Stufen stehende Xanthias ihn am Kopfe faßt, als wolle er ihn heraufziehen. Im Hintergrunde, nur mit dem Oberteil sichtbar, sind zwei nicht sehr verführerische Nymphen (durch Inschrift so bezeichnet) dargestellt; der Jüngling rechts, im Himation und ohne Maske, gehört nicht zum Bühnenpersonal. Dargestellt ist vielleicht, wie der kranke Chiron bei einem Nymphenheiligtum Heilung sucht. Das Kostüm sowohl, die Trikots mit dem Phallos, die Kleidung rc., als die grotesken Masken sind sehr beachtenswert. — Auch das Vasengemälde Fig. 16 hat noch keine plausible Deutung gefunden. Daß Herakles in irgend welchem Liebesabenteuer den Gegenstand bildet, zeigt das Löwenfell, womit der mit der Jungfrau scherzende Schauspieler bekleidet ist, und die daneben lehnende Keule. Die Figur rechts stellt wahrscheinlich ein altes Weib vor; links steht ein die Szene beobachtender Mann. Die Masken sind mit Ausnahme von der des Mädchens oder der Frau in der Mitte, stark karrikiert; das Kostüm der beiden Männer dem in Fig. 15 ähnlich. — Fig. 17, ein pompejanisches Wandgemälde, darf hier zur Vergleichung herangezogen werden, weil es offenbar auf griechische Vorbilder zurückgeht und die in der Mitte dargestellte Szene dem jüngeren Lustspiel angehört. Denn der eine Schauspieler mit der seltsamen Kopfbedeckung und dem Speer scheint eine Art Miles gloriosus zu sein, der mit ihm in devoter Haltung Sprechende aber ein Parasit. Die drei dabeistehenden Jünglinge tragen keine Masken, und es ist daher fraglich, ob man sie als an der Auf

Fig. 16.

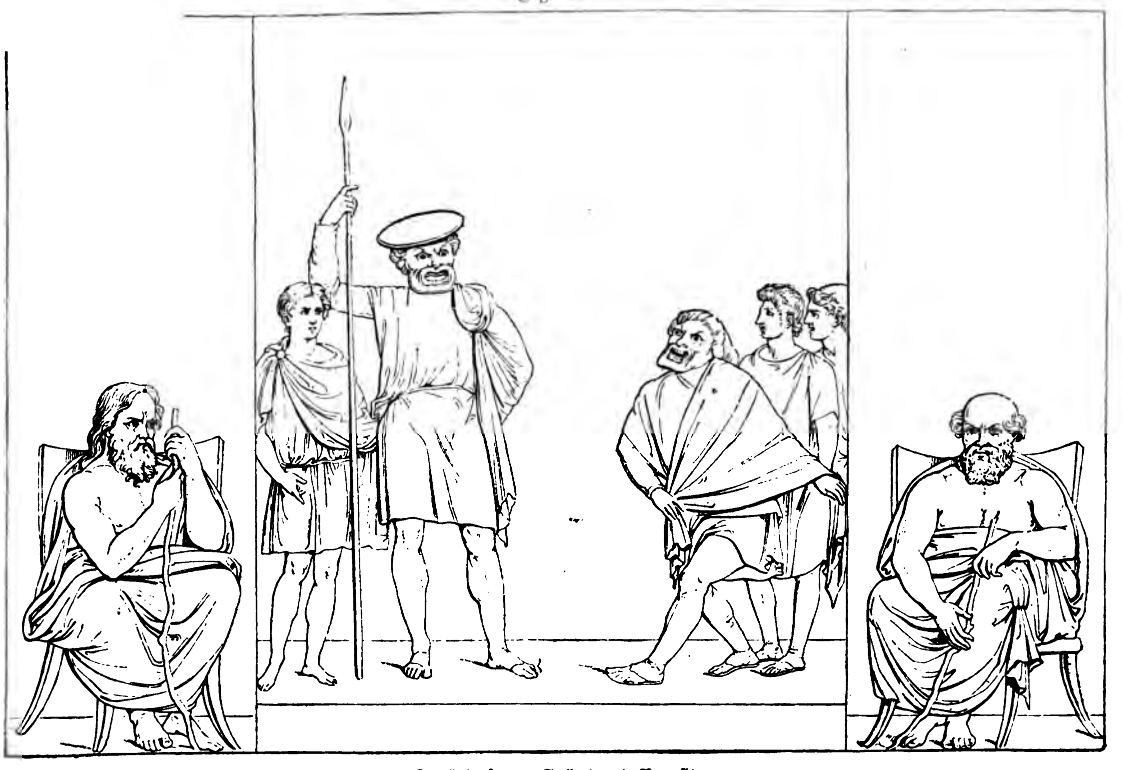


Komödienszene (Abenteuer des Herakles).

führung beteiligt (etwa als Statisten, die vielleicht unmaskiert auftraten) betrachten soll. Die beiden, rechts und links von der Mittelszene auf etwas tieferem Plan sitzenden Greise, die sich mit strenger Amtsmiene auf ihre Knotenstöcke lehnen, sind sicherlich Rhabduchen, d. h. Beamte, welche während der Aufführung auf Ordnung und Ruhe zu sehen haben. Wo wir uns freilich ihren Platz im Theater denken sollen, ist nicht zu sagen.

Das Kostüm des S a t y r s p i e l e s endlich lernen wir aus einem äußerst interessanten, aber aus gewissen Gründen hier nicht mitteilbaren und daher nur kurz zu beschreibenden Vasenbilde kennen, welches uns die bei einem Satyrspiele mitwirkenden Personen vor Beginn der Aufführung zeigt. Nicht zum Personal gehörig ist eine Gruppe in der Mitte der oberen Reihe: Dionysos mit Ariadne auf einer Kline gelagert, neben ihm eine Frau, die eine Maske emporhält, vermutlich die Muse und der kleine Eros-Himeros. Rechts und links von dieser, als der ideale Mittelpunkt gedachten Gruppe stehen drei Schauspieler, jeder seine Maske in der Hand haltend (man bemerkt die Handhabe, an der die Masken getragen werden); rechts zunächst Herakles, kenntlich durch Löwenfell, Keule und Köcher; neben ihm der Papposilen, den ganzen Körper mit Fell bekleidet, ein Panterfell über den linken Arm geworfen und einen kurzen Stab haltend; der dritte Schauspieler links ist nicht zu benennen. Der Chor der Satyrn besteht aus elf Personen, die alle, bis auf eine, ihre Masken noch nicht angelegt haben; nur jener eine übt sich bereits in lustiger Tanzbewegung auf die Vorstellung ein. Von den Choreuten sind die meisten ganz gleich kostümiert, nämlich nur mit einem Schurz aus Fell um die Lenden mit dem kurzen Satyrschwänzchen; einer hat statt dessen einen Schurz aus gemustertem Stoff und ein zweiter trägt ein gesticktes Gewand mit Himation: man würde ihn für einen Schauspieler halten, wenn seine Maske nicht den Satyrtypus trüge, wie die übrigen, die Stumpfnase und die spitzen Ohren. — In der Mitte der untern Reihe sind zwei Musiker darge-

Fig. 17.



Komödienszene: Soldat und Parasit.

stellt: ein prächtig gekleideter Flötenbläser sitzend, vor ihm stehend der Kitharist. Weiter links sitzt ein junger Mann mit einer Rolle in der Hand, eine andere Rolle liegt am Boden, eine Lyra ist hinter ihm sichtbar; dieser Jüngling ist vermutlich, trotz der auffallenden Jugendlichkeit, der Chorlehrer oder der Dichter selbst. Die Schauspieler sind bärtige Männer, die Choreuten durchweg bartlose Jünglinge. Zwei in der Nähe aufgestellte Dreifüße sollen wohl eine Hindeutung auf den zu erwartenden Preis im Wettkampfe sein.*)

Es bleibt uns noch übrig, einiges über das Äußerliche der Aufführungen, über das Publikum und über die Aufnahme der Stücke mitzuteilen. Anfänglich war der Zutritt zu den Theatervorstellungen frei, wie das bei einer religiösen Feier, an der das ganze Volk teilnehmen soll, eigentlich selbstverständlich ist. Allein das hatte, als der Zudrang größer wurde, seine Unzuträglichkeiten, ja es kam nicht selten zwischen Bürgern und Fremden zu Streitigkeiten wegen der Plätze. Als nun in Athen — wie die Verhältnisse an andern Orten lagen, wissen wir nicht — im Jahre 500 das alte hölzerne Theater bei einer Vorstellung zusammengestürzt war und man das neue steinerne Dionysostheater erbaute, da benutzte man diese Gelegenheit, um fortan ein Eintrittsgeld zu erheben; über die Höhe desselben weiß man nichts bestimmtes. Schon zu Anfang des fünften Jahrhunderts scheinen die Einnahmen von diesen Entreegeldern an einen Theaterpächter gegangen zu sein, welcher dafür die Pflicht hatte, das Gebäude in Stand zu erhalten; dieser zahlte an den Staat eine bestimmte Summe und bezog dafür seinerseits die Eintrittsgelder. Es ist nun bekannt, daß Perikles, teils in der menschenfreundlichen Absicht, auch den Ärmeren den Besuch des Theaters allgemein zugänglich zu machen, teils um durch diese demokratische Maßregel seine Popularität zu erhöhen,

---

*) Dies sehr merkwürdige Vasenbild ist eingehend besprochen von Wieseler: Das Satyrspiel, Göttingen 1848.

das Gesetz durchbrachte, daß die Erhebung des Theatergeldes zwar bestehen bleiben, aber daß jeder Bürger den Betrag seines Eintrittsgeldes vom Staat ausgezahlt erhalten sollte. Das ist das sog. Theorikon oder „Schaugeld", eine Einrichtung, welche jahrhundertelang bestanden zu haben scheint, die aber trotzdem in vieler Hinsicht noch sehr unaufgeklärt ist. Zunächst war dieselbe freilich bloß auf die Armen berechnet; allein auch die Reichen machten Gebrauch davon, schon um bei dem leidigen Sykophantenwesen, das damals in Athen herrschte, etwaigen Vorwürfen wegen Hochmuts oder Überhebung zu entgehen. Eine eigene Behörde hatte die Verteilung zu überwachen; das Theorikon wurde den Bürgern nach Phylen Mann für Mann eingehändigt von eigens ausgelosten Kassierern, welche darauf zu achten hatten, daß nicht Unberechtigte es in Empfang nahmen; man verteilte es daher innerhalb der einzelnen Phylen auf Grund der Eintragungen im Bürgerregister nach Demen. — Was die Höhe des Theorikons anlangt, so lauten die Angaben der Alten darüber nicht übereinstimmend; doch ist die wahrscheinlichste der neueren Hypothesen, daß das Theorikon für einen Spieltag zwei Obolen, für die drei Spieltage der großen Dionysien eine Drachme betrug. Das Geld wurde beim Eintritt in's Theater entrichtet, und zwar an den erwähnten Pächter, welcher entweder selbst in Person oder durch seine Kontrolleure oder Kassierer den Betrag von jedem Besucher erheben ließ; an eben diese zahlten auch alle diejenigen, welche das Theorikon nicht erhalten hatten, als Metöken, Fremde u. s. w. — Sehr schwer ist die Entscheidung darüber, ob das Theorikon in barem Gelde an die Bürger ausgezahlt wurde oder nicht. Es ist die [An]sicht aufgestellt worden*), die Bürger hätten anstatt des [Ge]ldes Marken erhalten, welche im Gebrauche Geldeswert er[ha]lten und die Auszahlung wie die Rückzahlung vereinfachten;

---

*) O. Benndorf, Beiträge zur Kenntnis des attischen Theaters, in Zeitschr. f. österreich. Gymnasien v. 1875.

die in zahlreichen Exemplaren erhaltenen Marken mit theatralischen Emblemen seien eben solche Theorikon-Marken gewesen. Indessen sind gegen diese Meinung auch gewichtige Bedenken geltend gemacht worden; und im allgemeinen bleibt es doch wahrscheinlicher, daß die Bürger wirklich das bare Geld erhielten, mit dem sie dann machen konnten, was sie wollten: entweder sich ein Billet für das Theater kaufen (und es ist sehr wahrscheinlich, daß die erwähnten Marken eben solche verkaufte Entreebillets sind) oder es sonst nach Belieben anders verwenden. Eine Kontrolle hierüber war nicht möglich, und eben darin mochte ja auch das Verderbliche der Einrichtung liegen, die oft als ein Krebsschaden der attischen Demokratie bezeichnet worden ist, da sie ähnliche Einrichtungen auf andern Gebieten hervorrief, wodurch die unproduktiven Ausgaben des attischen Budgets eine immer größere Ausdehnung erreichten. Übrigens waren eine Anzahl Plätze im Theater Gratis- oder Ehrenplätze, z. B. die vom Staat für fremde Gesandte reservierten, die Plätze für Priester und wer sonst das Recht der Proëdrie hatte; der Staat hatte den Ausfall für diese Plätze natürlich dem Theaterpächter gegenüber zu decken.

Eine vielfach behandelte Frage ist die, ob Frauen und Kinder das Theater besuchen durften. Für die Tragödie darf man die Anwesenheit der Frauen auf keinen Fall in Zweifel ziehen, da hierfür hinreichend beweisende Stellen uns vorliegen. Nun folgte freilich auf die Tragödie das Satyrspiel, welches an Derbheit der Sprache und Mimik nichts zu wünschen übrig ließ; bei diesem also müssen die Frauen auch ruhig ausgehalten haben, und wir können dies im Grunde nicht so sehr wunderbar finden, denn teils war damals von irgend welcher Prüderie des weiblichen Geschlechts offenbar keine Rede, teils war d. Satyrspiel wohl stellenweise obszön und die Witze nach unser Begriffen gemein, aber frivol war es nicht, und hierin dürft ihm die modernen, ja auch von Damen besuchten Operetten vo aus sein. Bedenklicher sieht es mit der Komödie aus, zum

mit der älteren; denn da ist oft der ganze Inhalt lasciv und es kommen da bekanntlich Situationen vor, welche durchaus unzweideutig genannt werden müssen und bei denen man sich die Anwesenheit von Frauen und gar von Knaben schwer denken kann. Und dennoch kann man, wenn man alle Indicien inbetracht zieht, nicht umhin, sich auch hier dafür zu entscheiden, nur mit der Beschränkung, daß vermutlich anständige Frauen, welche auf sich nnd ihren Ruf etwas hielten, nicht in die Komödie gingen; die Hetären, die uns überhaupt als eifrige Theaterbesucherinnen bezeichnet werden, mögen wohl den Hauptbestandteil des weiblichen Publikums im Lustspiel ausgemacht haben. Daß auch Knaben zuschauen durften, kommt uns vielleicht noch seltsamer vor, steht aber auch hinlänglich fest. — Übrigens war auch Sklaven der Besuch des Theaters verstattet; manche Sklaven verdienten sich ja selbst Geld und konnten davon ihr Entree bezahlen, andere mochten in Begleitung ihrer Herren mitgehen oder sonst das Geld zum Eintritt geschenkt erhalten. Aber schwerlich haben die Sklaven mitten unter den Bürgern gesessen; für sie werden vermutlich bestimmte Plätze angewiesen gewesen sein, wie man das, allerdings mit fraglichem Recht, auch für andere Kategorieen von Besuchern hat annehmen wollen. Fest steht das nur betreffs der untersten Plätze, welche Ehrensitze für Beamte, Priester u. dgl. waren. Ferner ist wahrscheinlich, obgleich nicht ganz sicher, daß auch die obersten Plätze reserviert waren, und zwar für Fremde. Auch für die Frauen hat man angenommen, daß dieselben an entfernteren Plätzen gesessen hätten, und daß sie wenigstens nicht in den vordersten Reihen Platz nahmen, werden wir zugeben müssen; sonst aber findet sich keine zweifellose Belegstelle dafür, daß in Athen die Sitze der Männer von denen der Frauen getrennt gewesen wären.

Wie stand es aber überhaupt mit dem Besetzen der nicht reservierten Plätze? Eine Numerierung derselben fand sicherlich nicht statt, wäre auch bei den vielen tausenden schwer möglich gewesen; wohl aber konnte eine allgemeine Einteilung des Thea-

ters nach den Keilen und nach den einzelnen Abschnitten eines jeden Keiles erfolgen und darnach die Eintrittsmarken bezeichnet werden. Benndorf hat die Ansicht aufgestellt, daß in Athen jeder Keil den Mitgliedern einer bestimmten Phyle angewiesen gewesen sei; auf der einem jeden Bürger zugestellten Marke sei gleich durch ein Symbol die der betreffenden Phyle zukommende Abteilung bezeichnet gewesen. Allein diese Hypothese, welche an sich schon nicht unbedenklich ist, ist nur dann annehmbar, wenn man mit Benndorf annimmt, daß die Bürger das Theorikon nicht in barem Gelde, sondern in Marken empfingen; kauften aber die Besucher sich die Theaterbillets beim Pächter entweder für ihr Theorikon oder für ihr eigenes Geld, dann kann eine Verteilung der Sitzplätze nach Phylen nicht existiert haben, denn da wäre eine erneute, sehr umständliche Kontrolle nach den Bürgerregistern unumgänglich gewesen. Wir müssen also annehmen, daß zwar die beim Theaterpächter gekauften Marken in der Regel nach Keilen und Keilabteilungen bezeichnet waren, und daß darnach die Besucher ihre Plätze einzunehmen hatten, daß aber sonst eine Verpflichtung, in einer bestimmten Abteilung Platz zu nehmen, mit Ausnahme von gewissen Kategorieen von Besuchern nicht bestand.

Jede Art der drei musischen Wettkämpfe, welche an den großen Dionysieen aufgeführt wurden, d. h. Tragödien mit Satyrspielen, Komödien und kyklische Chöre, hatten ihre besonderen Kampfrichter. Wenn die Choregen für die Festfeier aufgestellt waren, was schon lange vor der Feier geschah (s. oben), so wurde im Rat der Fünfhundert, vermutlich unter Aufsicht des Archon, in Anwesenheit der erwählten Choregen und in geheimer Abstimmung die Wahl derjenigen vorgenommen, aus denen dann durch das Los wiederum diejenigen ausgeschieden wurden, welche den Richterspruch zu thun hatten. Für die Komödie wurden, wie wir das bestimmt wissen, fünf Richter ernannt; die gleiche Zahl wurde wahrscheinlich auch für die Tragödie bestimmt, obgleich allerdings einmal der Ausnahmefall

vorkommt (bei einem Wettkampf zwischen Äschylos und Sophokles), daß zehn Kampfrichter urteilten, eine Abweichung von der Gewohnheit, welche durch die große Aufregung im Publikum und durch die Besorgnis, die Richter möchten sich durch dieselbe in ihrem Urteile beeinflussen lassen, motiviert war. — Dreierlei war es, was die Richter zu beurteilen hatten: das Werk des Dichters, die Leistungen des Chors und der Choregen, und die Leistungen der Schauspieler. Die Belohnung für den siegenden Dichter war ein Kranz von Epheu; der Choreg erhielt die Erlaubnis, für seinen Sieg ein öffentliches Denkzeichen aufzurichten, und zwar weihten, wie oben erwähnt, die Choregen der tragischen Chöre in der Regel Dreifüße, die der komischen Chöre aber Tänien, Thyrsusstäbe und sonstigen Festschmuck; ihre Verdienste wurden dabei auch durch Inschrift verewigt. Bei den Schauspielern dagegen bestand der Preis wahrscheinlich nur darin, daß sie außer dem ihnen gesetzlich zustehenden Honorare noch besondere Geldgeschenke erhielten.

XIII.

Kriegs- und Seewesen.

So geringfügig die Veränderungen oder Bereicherungen sind, welche Wehr und Waffen der Hellenen von der Urzeit an bis auf die römische Zeit erfahren haben, so bedeutend sind andererseits die Fortschritte, welche das griechische Kriegs[w]esen*) in dem Jahrtausend, welches zwischen dem Zeitalter [de]s trojanischen Krieges und den Kämpfen Alexanders d. Gr. [u]nd seiner Nachfolger liegt, gemacht hat. Freilich sind unsere

*) Vgl. W. Rüstow und H. Köchly, Geschichte des griechischen Kriegs[w]esens. Aarau 1852.

Quellen für die früheste Periode nur sehr dürftig; während wir über die Kriege des fünften und vierten Jahrhunders v. Chr. durch Geschichtsschreiber, welche zum Teil selbst militärische Kenntnisse besitzen, eingehend unterrichtet werden, müssen wir uns für die Anfänge des Kriegswesens mit den Beschreibungen des Dichters begnügen, welcher, eben weil er ein Dichter ist, bei seinen Schilderungen ganz andere Gesichtspunkte und Ziele hat, als der Historiker. Können demnach die homerischen Epen für uns nicht eine Quelle sein, welcher wir unmittelbar wie einem in jeder Beziehung zuverlässigen Zeugen folgen, so erhalten wir doch immerhin aus ihnen ein Bild von dem Zustande des damaligen Kriegswesens und von der Art der Kriegsführung im allgemeinen.

Denselben patriarchalischen Charakter, welchen die Regierungsformen des heroischen Zeitalters aufweisen, tragen auch die kriegerischen Verhältnisse jener Zeit. Das noch in historischer Zeit in zahlreiche getrennte Völkerschaften zerfallende Griechenland war damals nichts als eine Menge zahlloser kleiner, beständig miteinander im Fehde lebender Stämme, welche namentlich häufige Raub- und Plünderungszüge auf Nachbargebiet unternahmen, wobei die Vornehmen, für die darin nach damaliger Anschauung durchaus nichts Unehrenhaftes lag, sich an die Spitze einer Anzahl unternehmender Männer aus dem Volke stellten. Vereinigte einmal ein größeres gemeinschaftliches Interesse mehrere Stämme unter einheitlichem Oberbefehl, so war die Macht dieses Oberbefehlshabers doch keineswegs eine unumschränkte; die einzelnen Stämme, welche unter ihren Fürsten und Edeln am Zuge teilnahmen, standen zunächst unter deren Befehl, und es hing vom guten Willen dieser kleinen Könige ab ob sie sich den Anordnungen des obersten Kommandierenden fügen wollten oder nicht. Demnach war von einer gemeinschaftlichen Ordnung des Heeres, von Einteilung der Menge nach bestimmten Waffengattungen oder dgl. keine Rede; man ging nach den Stämmen geordnet in den Kampf.

Auch der Kampf selbst erfolgte ohne bestimmten Schlachtplan, wie der Zufall es gab. Die Hauptbedeutung lag vornehmlich bei den Edeln, welche auf ihren Streitwagen kämpften und deren Einzelkämpfe mit hervorragenden Führern der Gegenpartei nicht nur das allgemeine Interesse so erregten, daß während derselben oft der ganze übrige Kampf der Massen ruhte, sondern auch in ihrem Ausgange nicht selten für Sieg oder Niederlage einer Partei entscheidende Bedeutung erhielten. In voller Bewaffnung erschienen die Vornehmen, von ihrem Wagenlenker begleitet, auf dem Streitwagen, der in der Regel mit zwei Rossen bespannt war. Wenn der Maler des Fig. 18 abgebildeten Vasenbildes vier Pferde vor dem Wagen gemalt hat, so folgt er dabei wohl weniger einer alten Tradition, da zur Zeit des Vasenmalers die Sitte, zu Wagen zu kämpfen, längst abgekommen war, als der allgemeinen Sitte der alten Vasenmalerei, welche den Streitwagen, nach dem Beispiele der in den Wettkämpfen zur Verwendung kommenden Viergespanne, stets vier Pferde giebt; der Krieger, der in der Linken die Zügel, in der Rechten den Speer hält, hat den Wagen noch nicht bestiegen; er ist in voller Rüstung, gleich dem vor dem Wagen stehenden Krieger, so daß wir berechtigt sind, hier in der That einen Kriegswagen zu erkennen. Aus den Reihen ihrer Abteilung in vollem Sturm gegen den Feind losfahrend, suchte der Wagenkämpfer sich einen Gegner und forderte denselben, oft mit bitter höhnenden Worten, zum Zweikampf heraus, welcher zunächst mit den Lanzen, weiterhin, wenn die Kämpfer dicht an einander geraten sind und wohl auch ihre Wagen verlassen haben, mit dem Schwerte geführt wird; ja selbst Feldsteine werden in der Hitze des Gefechts nicht als Waffe verschmäht. Die Massen des Fußvolkes (Reiterei kennt das homerische Kriegswesen nicht) kommen seltner in's Handgemenge; häufiger wird aus der Entfernung mit Bogen und Wurfspeer gekämpft. Kommt es aber zum Wettkampf, so rücken sie, Schild an Schild geschlossen, in mehreren Gliedern heran; das Prinzip der geschlossenen Pha-

lanx, der für das griechische Kriegswesen so bedeutsam gewordenen Schlachtordnung, ist bereits in der heroischen Zeit im Keime vorhanden. — In der Art, wie der Krieg geführt wird, zeigt sich noch vielfach der unzivilisierte Zustand der damaligen Hellenen. List und Hinterhalt sind ebenso erlaubte Mittel, als Grausamkeit und Erbarmungslosigkeit gegen den unterliegenden Feind allgemein ist. Der Kriegsgefangene wird, wenn er nicht Lösung findet, Sklave, ja nicht selten mitleidlos geopfert; den gefallenen Gegner mitten im Kampfgetümmel seiner Rüstung zu berauben, ist eine rühmliche That, seine Leiche unbeerdigt den wilden Tieren zum Fraße liegen zu lassen, gilt nicht als unedel. Nur den eigenen Kampfgenossen gegenüber finden sich wohlthuendere Züge edler Selbstaufopferung und kameradschaftlicher Hingebung.

Die folgenden Jahrhunderte bringen, nach mannigfaltigen Umwälzungen und inneren Kämpfen, jene Gliederung in Einzelstaaten hervor, welche mit geringen territorialen Änderungen bis zur makedonischen Zeit bestehen bleibt. Aber so wenig die Verhältnisse es den Griechen verstatteten, ein einheitlicher großer Staat oder auch nur ein Staatenbund zu werden, so wenig konnten sie es zu einem gemeinsamen Heerwesen bringen; und so mannigfaltig daher die Verhältnisse in den vielen Kleinstaaten von Hellas sind, so mannigfach waren auch ihre Heerordnungen. Von den wenigsten freilich wissen wir näheres; am meisten nur von Lakedämon und Athen.

Von diesen beiden war besonders Lakedämon ein Staat, welcher dem ganzen Charakter seiner Bewohner nach in hervorragendem Maße ein kriegerischer, und in welchem daher auch die ganze Verfassung auf militärische Prinzipien begründet war. Jeder Spartiat, d. h. jeder aus altspartanischer Bürgerfamilie stammende Mann, war vom 20. bis zum 60. Jahre zum Kriegsdienst für das Vaterland verpflichtet. Selbstverständlich wurden im Kriegsfalle nicht alle Wehrhaften gleichzeitig aufgeboten, sondern die Ephoren bestimmten in jedem einzelnen Falle, welche

Fig. 18.

Kriegswagen.

Altersklassen sich zu stellen hatten. Die von jeder der fünf Gemeinden Spartas gestellte Truppenabteilung hieß Lochos; diese war dann wieder in Unterabteilungen gegliedert, zu welchen auch die früher erwähnten*) Syssitien gehörten. Später, d. h. gegen Ausgang des fünften Jahrhunderts, war die Einteilung eine andere; die ganze Wehrkraft der Lakedämonier zerfiel damals in sechs Moren, jede zu zwei Lochen; die Größe dieser Abteilungen wechselte je nach Bedürfnis. Auch die Nichtbürger wurden zu kriegerischen Leistungen herangezogen; und zwar die nicht leibeigenen Perioeken als besondere Truppenabteilungen, welche zwar für gewöhnlich nicht mit den Spartiaten in Reih und Glied standen (immerhin kam das später auch vor), aber wie diese als Hopliten, d. h. als schwerbewaffnetes Fußvolk dienten, wogegen die leibeigenen Heloten ihren Herren als Diener, namentlich als Schildknappen, in die Schlacht folgten und auch in der Schlacht selbst als Leichtbewaffnete zur Verwendung kamen. — Den Oberbefehl im Kriege hatte einer der beiden Könige, und zwar bestimmte die Bürgerschaft, welcher von beiden im betreffenden Falle die Führerschaft übernehmen sollte; außerdem hatten die einzelnen Truppenabteilungen ihre besonderen Anführer, denen wahrscheinlich schon in Friedenszeiten die militärische Ausbildung und Einübung der Mannschaft oblag. Inbezug auf kriegerische Tüchtigkeit waren die Spartiaten den meisten andern Hellenen weit überlegen, weil ihre ganze Erziehung und Jugendbildung auf militärischer Grundlage beruhte und kein Ruhm für höher erachtet wurde, als der kriegerische. Da außerdem kein Spartiat sich irgendwelchem Gewerbe oder einem sonstigen bestimmten Berufe widmen durfte, sondern seine vollen Kräfte lediglich dem Staate opfern mußte, so waren nur die Spartaner Berufssoldaten im eigentlichen Sinne des Wortes. Freilich waren sie nur stark als Fußvolk; die Reiterei war an Zahl wie Qualität sehr unbedeutend. Es gehörte zu jeder

*) S. Bd. II. S. 3.

More eine Abteilung Kavallerie; aber da man zum Reiterdienste gerade die schwächlicheren, für den Hoplitendienst untauglichen Leute nahm, so spielte diese Truppengattung im spartanischen Heere niemals eine Rolle, und man war sogar öfters genötigt, fremde Reiter in Sold zu nehmen.

So war denn für den kriegerischen Spartiaten ein Kriegszug eine erwünschte Gelegenheit, die im Frieden geübten Kräfte zu erproben, und eine Art Fest. Mit Opfern und Erforschung der Zeichen wurde der Aufbruch zu einem Feldzuge eingeleitet. In Feindesland schlug man ein Lager auf, und zwar nicht ein viereckiges, wie sonst griechischer Brauch, sondern ein rundes, aber unbefestigt; die Bewachung war Sache der ausgestellten Posten sowie der als Vorposten ausgeschickten Reiterei. Außerhalb des Lagers lagerten sich die Heloten. Im Lager selbst wurde zwar fleißig exerziert und sonst militärische Übungen vorgenommen, im allgemeinen aber lebte man im Felde weniger streng der Disziplin nach, als für gewöhnlich daheim, wie denn auch Purpurkleider und wohlgesträhltes, kranzgeschmücktes Haar getragen wurde, was zu Hause im Frieden nicht üblich war. Vor einer Schlacht wurden in früher Stunde Opfer dargebracht; dann ging es unter lustigem Klang der Flöten und während das ganze Heer ein Marschlied anstimmte, in geschlossenen Reihen und regelmäßigem Tritt gegen den Feind. Mit welcher heldenmütigen Tapferkeit, mit welcher entsagenden Standhaftigkeit selbst bei völliger Aussichtslosigkeit ihrer Sache die Lakedämonier gekämpft haben, wie namentlich hier jene edeln Freundschaftsverhältnisse zwischen älteren Männern und Jünglingen sich im schönsten Lichte zeigten, ist bekannt genug und soll hier :cht näher dargelegt werden.

In Athen waren die Bürger ebenfalls bis zum 60. Lebens-ıhre zum Kriegsdienst verpflichtet, doch erstreckte sich diese Dienstpflicht nicht so allgemein auf einen jeden, wie in Lakedämon. Verpflichtet zum Dienst waren nämlich nach der Solonischen Verfassung nur die Bürger der drei obersten Steuerklassen, hin-

gegen waren die sog. Thetes, die vierte Steuerklasse, davon frei, und nur ausnahmsweise, was freilich später in den langen und schweren Kriegen öfters vorkam, wurden auch diese als Leichtbewaffnete, namentlich aber als Matrosen für die Flotte ausgehoben. Als durch die Revolution des Kleisthenes Attika in zehn Phylen eingeteilt worden war, wurde diese politische Einteilung auch für die Aushebung maßgebend; es wurde auf Grund der Bürgerrolle ein Verzeichnis der dienstpflichtigen Leute in jeder Phyle und in jedem Demos geführt und bei der regelmäßigen Aushebung durch Volksbeschluß bestimmt, welche Altersklasse jedesmal ausgehoben werden sollte; doch war Regel, daß die beiden ersten Altersklassen, vom 18. bis 20. Jahre, die Epheben, nicht zum Felddienste, sondern zum Dienste im Lande, als reitende Gensdarmerie gewissermaßen, verwandt wurden und die Bürger erst vom 20. Jahre ab auch außerhalb des Landes Dienste thun mußten. Die Mitglieder des Rats, sowie die höheren Beamten und verschiedene Behörden waren vom Kriegsdienste während der Zeit ihrer Amtsdauer befreit. — Nach der Zahl der Phylen zerfiel demnach das athenische Heer in zehn Abteilungen oder Taxeis; diese wiederum in Lochen und weitere Unterabteilungen, deren Stärke jedoch keine feststehende war, sondern sich nach der Größe der Aushebung und mit dieser nach den Kriegsverhältnissen richtete. Die Metöken (d. i. die schutzverwandten Nichtbürger), welche ebenfalls zum Kriegsdienste verpflichtet waren, dienten sowohl auf der Flotte, als im Landheere beim Fußvolk, jedoch nicht in der Reiterei; sie wurden vornehmlich zur Besetzung der festen Plätze und zur Verteidigung der Städte verwandt. Die Reiterei war in Athen viel bedeutender, als in Sparta. Jede Phyle stellte hierfür 100 Reiter, welche zusammen zwei, von Hipparchen befehligte Abteilungen zu je 500 Mann bildeten. Verpflichtet zu diesem etwas kostspieligen Dienste (denn der Staat lieferte die Pferde dafür nicht, sondern deren Beschaffung und Ernährung war Sache jedes einzelnen) waren nur die beiden ersten Steuerklassen. Diese Kavallerie-

regimenter, welche den Stolz der athenischen Bürgerschaft ausmachten, wurden auch im Frieden fleißig eingeübt und von Zeit zu Zeit durch den Rat der Fünfhundert inspiziert, wie denn auch diese berittene Mannschaft, wie oben erwähnt, am panathenäischen Festzuge hervorragenden Anteil nahm.

Die Führung des Heeres im Kriege, welche in den ältesten Zeiten der König, dann der Archon (so lange es bloß einen solchen gab) gehabt hatte, fiel später einem der neun Archonten, dem Polemarchen, zu. Aber nach den Reformen des Kleisthenes wurde es Brauch, daß jede Phyle einen Strategen wählte und daß das Oberkommando im Kriege unter diesen Strategen nach einer bestimmten Reihenfolge Tag um Tag wechselte. Dazu kamen dann die Unterbefehlshaber, die Taxiarchen, für die Reiterei die zwei Hipparchen und zehn Phylarchen. Indessen verloren fast all diese Ämter, sowie die militärische Organisation der Bürgerschaft ihre Bedeutung, als, was schon seit der Zeit des peloponnesischen Krieges begann und dann mehr und mehr überhandnahm, das Söldnerwesen aufkam. Man hatte ursprünglich namentlich solche Truppen aus fremden Völkerschaften um Sold geworben, welche im eigenen Heere nicht vorhanden waren: Schleuderer vornehmlich, welche aus Rhodos kamen, Bogenschützen, die man von Kreta bezog; aber im Verlaufe des vierten Jahrhunderts wurde die eigentliche hellenische Bevölkerung, besonders aber die attische, immer mehr unkriegerisch; und da die Fürsten von Makedonien und von andern nicht hellenischen Staaten anfingen, sich eigene stehende Heere aus wohlgeschulten Soldgruppen zu bilden, so blieb den hellenischen Republiken nichts übrig, als bei der Abnahme der eigenen Wehrkraft diesem spiele zu folgen. Dies Söldnerwesen hat nicht zum wenig- t dazu beigetragen, die Selbständigkeit Griechenlands zu unter- ben und seine Unterwerfung unter die makedonische Herrschaft erleichtern. Schon zur Zeit des peloponnesischen Krieges ren die Arkadier bereit, für jeden, der ihnen Sold zahlte, zu pfen, und wäre es gegen ihre eigenen Landsleute gewesen;

auch im Feldzuge der Zehntausend bildeten sie einen bedeutenden Bruchteil der für den jüngeren Kyros kämpfenden, und nicht den schlechtesten. Je mehr die vielen Kriege die Verarmung der Bevölkerung gefördert hatten, um so bereitwilliger fanden sich auf den Ruf eines tüchtigen Kondottiere diese antiken Landsknechte von allen Seiten, vornehmlich aus dem Peloponnes, zusammen, so daß es sogar vielfach möglich war, daß die Angehörigen eines Staates oder Stammes als besondere Heeresabteilung beisammen blieben; und je mehr die Kriegstüchtigkeit unter den Bürgern, welche zu bequem wurden, um die Strapazen des Dienstes auf sich zu nehmen, schwand, umso geschulter und schlagfertiger wurden diese unter dem Oberbefehl von trefflich begabten Feldherrn stehenden Mietsheere. Der Sold für den gemeinen Mann betrug in der Regel vier Obolen für den Tag (ungefähr 52 Pf.), wovon die Hälfte als Löhnung, die andere Hälfte als Verpflegungsgeld betrachtet wurde; dieses Geld wurde aber unter Umständen erhöht. Der Lochage erhielt das doppelte, der Stratege das vierfache vom Solde des gemeinen Mannes. Mehr aber als der Sold lockte die Aussicht auf Beute; denn bei dem damaligen Stande der Kriegführung war jeder Feldzug zugleich ein Verheerungs- und Plünderungszug, und die Söldner, welche rein aus persönlichen Interessen in den Krieg zogen, schonten dabei weder Freund noch Feind, zumal ihnen die Führer dabei meist mit dem Beispiel vorangingen.

Wenden wir uns, nach diesen allgemeinen Bemerkungen der griechischen Bewaffnung zu,*) so müssen wir da zunächst das schon oben Angedeutete wiederholen, daß in dieser keine wesentlichen Änderungen erfolgt sind. Die volle Bewaffnung des homerischen Helden, bestehend aus Beinschienen, Panzer, Helm, Schild, Schwert und einer oder zwei Lanzen, ist im wesentlich auch die des Hopliten oder Schwerbewaffneten der historisch

*) Für die homerische Zeit vergl. W. Helbig, Das homerische Ep aus den Denkmälern erläutert, S. 195—250.

Zeit; nur in der Form sind gewisse Modifikationen in den auf Homer folgenden Jahrhunderten erfolgt. — Die Schutzwaffen des Hopliten sind Helm, Harnisch, Beinschienen und Schild. Man begann, wenn man sich waffnete, in der Regel damit, die Beinschienen anzulegen, da es schwer fiel, den gepanzerten Körper zu beugen, und so sehen wir es auch meistens auf den alten Bildwerken, obschon Ausnahmen vorkommen. Die Beinschienen*) waren halbgebogene Platten aus Erz, inwendig mit Leder oder Wollenstoff gefüttert; sie mußten elastisch sein, weil man sie beim Anlegen auseinanderbog und sie vornehmlich durch ihre Elastizität dem Bein, dessen vorderen Teil sie bis über das Knie hinaus deckten, anhafteten, obgleich auf alle Fälle noch ein festhaltender Ring um den Knöchel lag, vielleicht auch oberhalb noch eine solche Befestigung vorhanden war. In Fig. 19, welche zusammen mit Fig. 20 die Darstellungen einer bemalten rotfigurigen Schale wiedergiebt, sehen wir ganz rechts einen jugendlichen Krieger, welcher sich niederbeugt, um sich eine Beinschiene anzulegen, die er zu diesem Zwecke auseinanderbiegt; abweichend von der sonstigen Gewohnheit hat der Jüngling über seinem Chiton bereits Panzer und Chlamys angelegt. In Fig. 21, dem Innenbilde einer Trinkschale, welches die Tötung des Dolon vorstellt, sehen wir den griechischen Helden (Diomedes) mit Beinschienen bewehrt, an denen man unten den festhaltenden Ring deutlich erkennt.

Der Panzer der heroischen, wie der historischen Zeit ist zwar kürzer, als der bei den Römern übliche, reicht aber doch meist noch so weit herab, daß durch ihn der größte Teil des Unterleibes bedeckt ist, wie das auch die Bildwerke veranschaulichen; nur reichen seine massiven Bestandteile in der Regel nicht er die Taille herunter, und den Schutz für den tiefer liegen-t Teil des Unterleibes übernehmen die beweglichen, am Panzer

*) Über die künstlerische Behandlung derselben s. m. Kunstgewerbe im ert. II, 218.

angebrachten Lappen. Meist war der Harnisch aus Bronze gefertigt und bestand aus zwei Platten, von denen die eine die Brust, die andere den Rücken deckte, und welche sowohl an den untern Rändern als unter und über den Schultern durch Schnallen oder Heftel befestigt wurden. In der Folgezeit kommen zu diesen Bestandteilen noch die bei Homer nicht erwähnten Schulterblätter hinzu, welche am Rücken befestigt sind und, wenn der Panzer angelegt ist, von dort über die Schulter gezogen und vorn auf der Brust mit Kettchen oder Schnüren an Ringen oder Hefteln festgemacht werden. In Fig. 20 hat

Fig. 19.



Krieger, sich rüstend.

der Mann rechts, welcher sich waffnet, seinen Panzer bereits angelegt; die beiden Schulterblätter sind jedoch noch offen, und er steht im Begriff, das rechte Schulterblatt nach vorn zu ziehen, um es dort am vordern Panzerblatt fest zu machen. Noch deutlicher sehen wir es in Fig. 22, einer heroischen Genreszene, wo Achilleus dem verwundeten Patroklos seinen wunden Arm verbindet; hier ist das rechte Schulterblatt des Patroklos befestigt das linke dagegen, damit der verwundete linke Arm nicht geniert sei, geöffnet. In welcher Weise die Schulterblätter am Panzer festgemacht wurden, erkennt man am deutlichsten an der Rüstung

des Amphiaraos in Fig. 23 einem den Abschied des Amphiaraos vorstellenden Vasengemälde. — Was die Form des Harnisches anlangt, so kommen vornehmlich zwei Arten vor: Panzer mit steifen Platten und Schuppenpanzer. Bei den ersteren ist diejenige Form der Platten am häufigsten, welche sich nicht dem Körper anschmiegt, sondern nur allgemein die Rundung desselben wiedergiebt; derart sind die Panzer der Krieger in Fig. 19 u. 20 einen solchen trägt auch Amphiaraos in Fig. 23 und in Fig. 24, von einer Schale des Duris, nimmt der Jüngling, der in den Kampf zieht, eben einen solchen Panzer in Empfang (vgl.

Fig. 20.

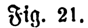


Krieger, sich rüstend.

auch oben Fig. 18). Bisweilen findet sich der Plattenpanzer auch in der, bei den Römern weitaus häufigeren Form, welche genau Brust und Rücken des menschlichen Körpers nachahmt, mit Wiedergabe der Muskulatur in ihren Hauptzügen*). Schuppenpanzer tragen dagegen die Krieger in Fig. 22: dieselben bestehen [illegible]nbar aus Leder, das mit kleinen, schuppenartig übereinander-[illegible]ifenden Erzplättchen besetzt ist. Einige Teile auch dieser [illegible]uppenpanzer scheinen aus Platten hergestellt zu sein; so beim [illegible]hilleus der Gurt und ein Streifen am Rücken, beim Patroklos

*) Vgl. Kunstgewerbe im Altert. II, 214.

der obere Teil des Brustschildes; dagegen sind die Schulterblätter aus Schuppen gemacht, da bei diesen ja Biegsamkeit besonders notwendig ist. — Zum Schutz des Bauches dienen lederne, mit Metall beschlagene Streifen oder Lappen, welche


Fig. 21.

Tötung des Dolon.

vom untern Rande des Panzers herabzuhängen und einen T
der Oberschenkel zu bedecken pflegen; vgl. Fig. 21 u. 22. Zr
Festhalten des Panzers um die Hüften nahm man in der Re
einen erzbeschlagenen Ledergürtel; einen solchen hat man viellei

in dem Gegenstande zu erkennen, welchen in Fig. 20 rechts der Knabe dem sich den Harnisch anlegenden Krieger darbietet.

Unter dem Panzer trug man einen kurzen Chiton, welcher aus besonders starken Fäden gewebt war, weshalb er bei Homer

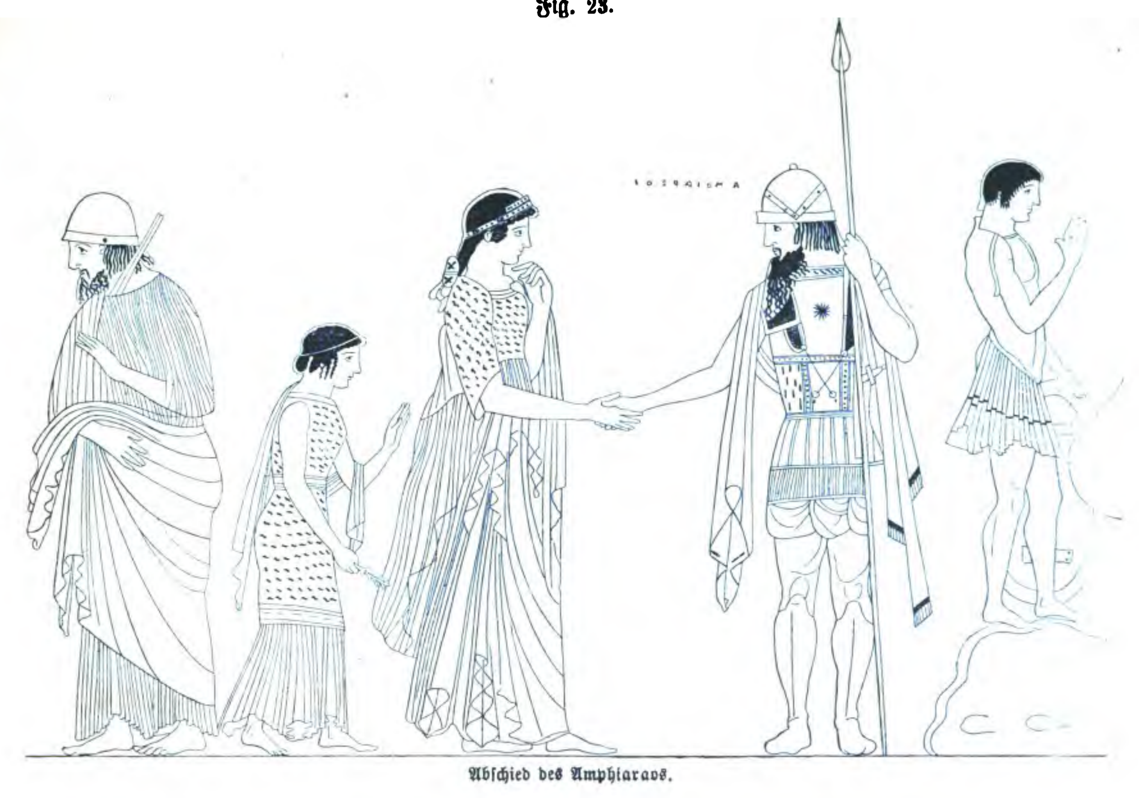
Fig. 22.



Achilleus verbindet den verwundeten Patroklos.

ters die Bezeichnung gedreht oder geflochten bekommt. Er
.t meist kurze, nur wenig über die Achseln fallende Armel und
:deckt unterhalb nur einen Teil der Oberschenkel; vgl. die Ab-
dungen. Bei Homer wird außerdem mehrfach ein breiter, mit

Fig. 23.



Abschied des Amphiaraos.

Erz beschlagener Gurt oder Mitra erwähnt,*) welchen man unmittelbar über dem Chiton trug, und zwar so, daß der obere Teil des Gurtes vom Panzer bedeckt war, während der untere

Fig. 24.



Ausrüstung eines Kriegers.

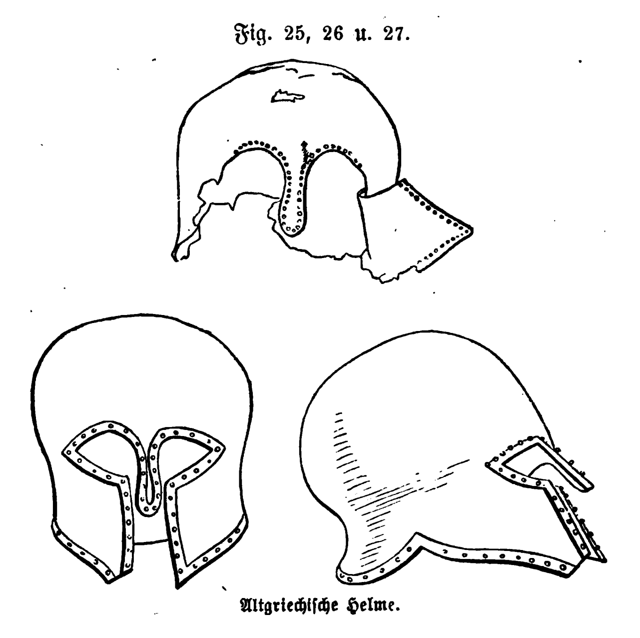
rei lag. Dieser Gurt scheint aber bald nach Ablauf der home'schen Epoche außer Gebrauch gekommen zu sein, da er sich uf keinem Bildwerke nachweisen läßt. Die schon bei Homer

*) Kunstgewerbe im Altertum II, 207.

vorkommenden, später noch häufiger werdenden linnenen Koller waren wohl aus starkem Gewebe hergestellt und, wenn auch nicht durchweg, so doch an den am meisten exponierten Stellen mit Erz belegt.

Der Helm,*) welcher schon in den frühesten Zeiten die Stelle der ursprünglichen Kopfbedeckung aus Tierfell eingenommen hatte, wurde ebenfalls meistens aus Bronze gearbeitet, und

Fig. 25, 26 u. 27.



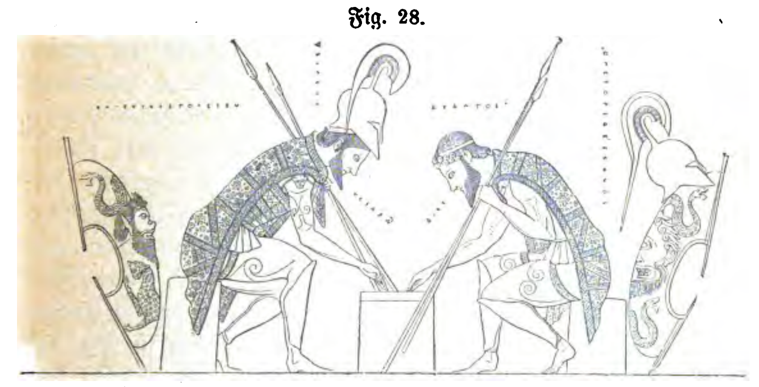
Altgriechische Helme.

zwar, wie teils Angaben Homers, teils noch vorhandene Originale zeigen, häufig aus drei Schichten, einer stärkeren in der Mitte und je einer dünneren über und unter derselben. Der Hauptteil des Helmes legte sich in Kappenform dem Kopfe an, Stirn und Schläfe bedeckend; vorn reichte er in zwei getrennten Schirmen über die Wangen herab; Öffnungen für die Augen

*) Über künstlerische Ausstattung desselben s. Kunstgew. i. A. II, 210

blieben zwischen Nasenschild und Backenschirmen frei. Wahrscheinlich waren in der älteren Zeit die Helmkappe und die Backenschirme aus einem Stück gearbeitet, wie wir das an den hier Fig. 25 — 27 abgebildeten altgriechischen Helmen (aus Olympia und Sardinien) sehen, die auch mit Nasenschild versehen sind, so daß vom Gesicht des damit bedeckten Kriegers nicht mehr viel zu erkennen war. Eine Verstärkung erhielt der Helm in der Regel durch einen über die Mitte der Helmkappe vom Hinterkopf nach der Stirn zu sich erstreckenden Bügel, in welchem der Helmbusch eingesetzt war; es kamen auch Helme vor

Fig. 28.



Krieger beim Brettspiel.

welche zur Vermehrung der Widerstandskraft mit zwei Bügeln versehen waren, welche dann auch zwei Büsche aufwiesen. Häufig ist der Helmbusch, welchen man von sehr bedeutender Größe zu machen pflegte, nicht direkt in den Bügel eingelassen, sondern vermittelst einer schmalen und hohen Röhre mit demselben verbunden, sodaß er den Helm selbst hoch überragt. Solche Helme sehen wir in dem Fig. 28 abgebildeten Vasenbilde, welches zwei Krieger beim Brettspiel vorstellt; der eine hat seinen Helm abgenommen und auf den Schild neben sich gestellt, der andere trägt ihn, über die Stirn zurückgeschoben, auf dem Kopfe; die

Helmform gleicht der von den in Fig. 25 ff. abgebildeten Originalen. Bisweilen ist aber der Helmbusch auch ohne Bügel in die Helmkappe selbst eingelassen, wie in Fig. 18 bei dem Krieger rechts. — In der späteren Zeit traten mannigfaltige Veränderungen der Helmform auf, welche vornehmlich darauf beruhen, daß der Nasenschild und die Backenschirme bald beweglich gemacht werden, bald fest bleiben, aber andere Gestalt annehmen; so hat der Helm des Achilles Fig. 22 seinen festen Stirn- und Nasenschild behalten, dagegen sind die Backenklappen in einem Scharnier beweglich, und der Held hat sie der Bequemlichkeit halber in die Höhe geschlagen. Von den drei in Fig. 19 abgebildeten Helmen scheint der rechts am Boden liegende ebenfalls bewegliche Backenschirme zu haben, dagegen fehlt der Nasenschild und es ist bloß ein, vermutlich auch zurückzuschlagender Stirnschild vorhanden; die beiden andern haben feste, mit der Kappe aus einem Stück gearbeitete Nasen- und Backenschirme, doch sind letztere nicht spitz zugehend, wie meist bei der älteren Form, sondern abgerundet. Vgl. auch Fig. 18, 21 u. 24. Meist kommt auch der Nackenschirm hinzu, wie wir ihn auf mehreren unserer Abbildungen sehen. Die Bildwerke zeigen uns auch, in wie reicher Weise man oft die Helme künstlerisch verzierte; vgl. den Helm des Diomedes in Fig. 21. Bisweilen gab man dem Helm auch die Form des menschlichen Gesichtes, indem man Stirnfalten, Augenbrauen u. s. w. im Erz nachahmte. Daß eigentümlicherweise diese Maskenform selbst auf die Rückseite des Helmes übertragen werden konnte, zeigt Fig. 29, den Tod des Memnon vorstellend, wo man unterhalb des Helmes die langen Nackenhaare des Kriegers zum Vorschein kommen sieht, falls nicht hier nur eine Ungeschicklichkeit des Vasenmalers vorliegt; übrigens ist dieser Helm auch dadurch interessant, daß er zwei Büsche hat. — Neben diesen hohen und zum Teil prunkvollen Helmen blieben aber auch später die einfach kappenförmigen Helme üblich, welche zur Verstärkung mit einigen Bügeln oder aufgenagelten Erzblechen beschlagen waren;

einen solchen trägt Amphiaraos in Fig. 23. — Endlich mag hier noch erwähnt werden, daß man, damit der Helm nicht zu sehr auf den Kopf drücke, unter demselben eine dicht anliegende Filzkappe zu tragen pflegte, wie wir dieselbe in Fig. 22 beim Patroklos sehen.

Von Schilden*) waren zur homerischen Zeit vornehmlich zwei Arten im Gebrauch: ein kreisrunder kleinerer und ein

Fig. 29.



Tod des Memnon.

ovaler von beinahe Mannshöhe. Sie bestanden aus mehreren Lagen übereinandergenähter Rindshäute und waren auf der Außenseite in der Regel mit Bronze beschlagen. Indem die urchmesser der übereinandergenähten Häute von außen nach nen und die Stärke der Metallbeschläge von der Mitte nach m Rande zu allmählich abnahm, wurde erzielt, daß die Mitte :s Schildes, welche am meisten auszuhalten hatte, auch am

*) Vgl. Kunstgewerbe II., 221.

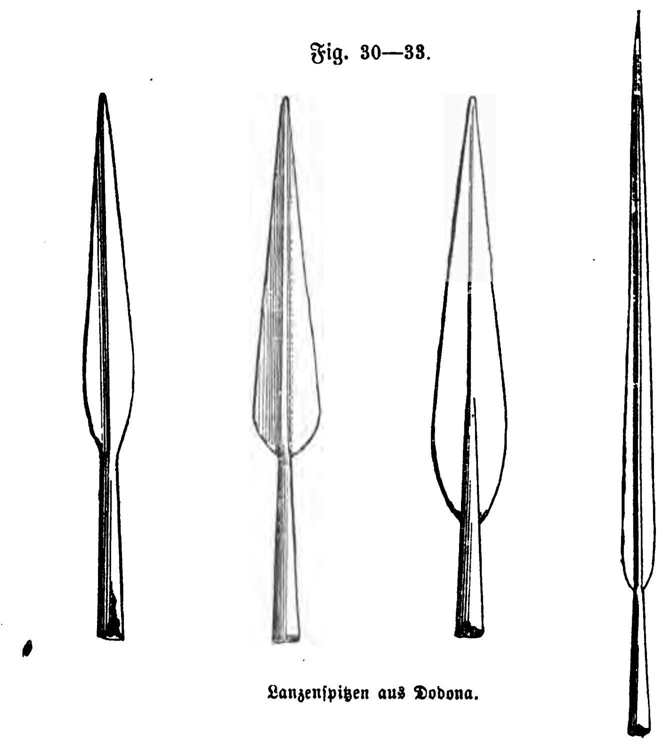
stärksten war; außerdem war meist noch im Zentrum der Außenseite eine starke runde oder konvexe Bronzeplatte angebracht, der sogenannte Omphalos, an dessen Stelle später das Schildzeichen trat. Getragen wurde, wie es scheint, der mittelgroße kreisrunde Schild an einem Doppelbügel, und zwar indem man durch den einen, in der Mitte der Höhlung angebrachten Bügel den Arm steckte, den andern, am Rande befindlichen mit der Hand faßte (vgl. Fig. 21); dagegen war bei den großen Schilden eine solche Art des Tragens nicht möglich, und es müssen dieselben lediglich durch eine einzige Handhabe regiert worden sein, wobei man nicht vergessen darf, daß diese sehr schweren Schilde außerdem noch durch Tragriemen am Körper angehängt waren. Auch in der Folgezeit finden wir vornehmlich die beiden Formen des runden und des ovalen Schildes; aber letztere sind in ihren Dimensionen beträchtlich vermindert worden, was sehr erklärlich ist, da das Tragen jener ungeheuern Schilde äußerst unbequem und im Kampfe hinderlich gewesen sein muß. Beide Arten haben mäßige Wölbung und einen etwas vorstehenden Rand; außerdem erhalten die Schilde, und zwar sowohl die runden als die ovalen, oft zwei Einschnitte an den Seiten, welche den Zweck hatten, daß der durch den Schild gedeckte Krieger gelegentlich über einen solchen Einschnitt hinweg nach dem Feinde spähen, auch wohl durch den Einschnitt hindurch seinen Speer schleudern konnte; man erkennt diese Einschnitte z. B. an den Fig. 28 abgebildeten Schilden. Was die Art des Tragens anlangt, so finden wir bald zwei Handhaben, die beide in einiger Entfernung vom Mittelpunkt angebracht sind, wie an dem von der Innenseite sichtbaren Schilde in Fig. 23, bald geht eine Querstange über die ganze innere Breite des Schildes hinweg, durch die man den Arm steckt, während am Rande mehrer Handhaben von Riemen angebracht sind, die man bequem fasse[illegible] konnte und welche die Möglichkeit ergaben, daß man den Schil[illegible] weiter benutzen konnte, auch wenn eine dieser Handhaben a[illegible] reißen sollte. Etwas abweichend ist die Vorrichtung an de[illegible]

von innen sichtbaren Schilde in Fig. 19, indem da anstatt einer Querstange im Durchmesser drei von Radiusgröße, die im Mittelpunkte zusammentreffen, angebracht sind; auch hier muß man wohl Handhaben am Rande voraussetzen. Vielfach waren die Schilde inwendig mit buntem Stoff gefüttert und mit Troddeln oder Schnuren verziert; bei kleineren Rundschilden findet sich bisweilen auch noch ein breiter, herunterhängender Schurz von Leder oder dgl. angebracht, welcher dem Kämpfer eine, wenn auch weniger genügende Deckung des Unterleibes gewährte. Die Schildzeichen, welche außerordentlich mannigfaltig und vielfach bedeutungsvoll gewählt sind, waren teils im Relief angebracht, wie der Satyrkopf in der Mitte des einen Schildes in Fig. 28, teils flach von anders gefärbtem Metall eingelegt oder aufgenagelt.

Die Trutzwaffen trennt man in Nahwaffen, nämlich Lanze und Schwert, und Fernwaffen, nämlich Wurfspeer, Bogen und Schleuder. — Der Speer oder die Lanze bestand aus einem in der Regel von Eschenholz gearbeiteten Schafte, welcher an beiden Seiten mit einer ehernen Spitze versehen ist; die eine Spitze dient zum Angriff, die andere, abweichend gestaltete (vgl. Fig. 18) dazu, den Speer, wenn man ihn nicht brauchte, in die Erde zu stoßen. Das Material für die Spitze war in der heroischen Zeit vornehmlich noch Erz, später Eisen. Die Klinge der für den Angriff bestimmten Spitze ist gewöhnlich blattförmig und zweischneidig (vgl. Fig. 30—33, nach Originalen aus Dodona), in einer Länge von 18—20 cm, in der Mitte etwa 6 cm breit; vermittelst einer Tülle war sie auf das obere spitze Ende des Schaftes aufgesetzt und diese Tülle, behufs festeren Haltes, noch mit einem Ringe umgeben. Dagegen ist das untere Ende oder der Schuh meist nur eine kurze, konische Spitze. Die Länge des Speeres war in der heroischen Zeit größer als später; bei Homer kommen Speere von ungefähr fünf Metern Länge sehr oft vor (im Schiffskampf sogar einer von ungefähr zehn Meter, der ist aber aus meh-

reren Stücken zusammengesetzt und wohl nur beim Schiffskrieg gebraucht, um das Entern zu verhindern); später aber war die gewöhnliche Länge etwa 2,05—2,30 M. Das ist ungefähr die Länge der Speere, welche wir in Fig. 19, 20 und 23 abgebildet sehen. Häufig findet man, wie in Fig. 28, zwei Speere

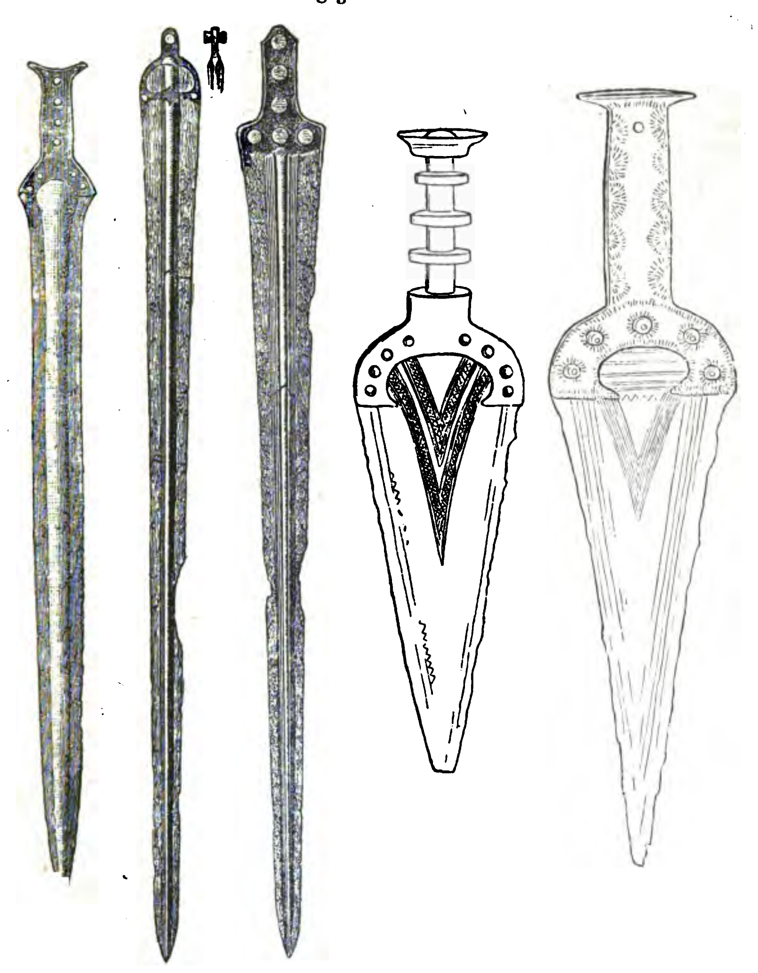
Fig. 30—33.



Lanzenspitzen aus Dodona.

in der Hand eines Kriegers; dies geschah vornehmlich dann wenn der Krieger sich seines langen Speeres nicht bloß zum Stoßen, sondern auch zum Werfen bedienen wollte, wobei denn ein Reservespeer natürlich notwendig war. Beim Stoß wie beim Wurf faßte man den Speer mit der rechten Hand allein in der Mitte.

Fig. 34—38.



Schwerter aus Mykenä und aus italienischen Pfahlbauten.

Noch mehr, als der Speer, welcher vermöge seiner Länge nur bei einer gewissen Entfernung gebraucht werden kann, ist das *Schwert* die Waffe für das Handgemenge. Sein Material war anfangs ebenfalls Erz (bei Homer nur solches), später Eisen; die Klinge war zweischneidig und in der heroischen Zeit ziemlich lang, wahrscheinlich von der Form des Fig. 34 abgebildeten, aus Mykenä stammenden Schwertes; dasselbe ist 60 cm lang, die zweischneidige Klinge und die Angel des Griffs, welcher mit einem von Nägeln festgehaltenen Beschlage von Holz, Bein oder dgl. verziert war, der nicht mehr erhalten ist, bestehen aus einem Stück. Da dies Schwert und die ihm verwandten Exemplare auf Hieb und Stich gleichmäßig berechnet sind, so hat Helbigs Ansicht, daß dieselben den homerischen am meisten entsprechen, viel für sich. Anderer Art sind die ebenfalls aus Mykenä stammenden Schwerter Fig. 35 und 36; die Klingen sind ebenfalls zweischneidig und haben eine Länge von 80 cm, die Angel des Griffs ist mit der Klinge auch aus einem Stück gearbeitet und es war damit ein Beschlag von anderem Material verbunden; doch scheint diese Waffe ausschließlich auf den Stich berechnet zu sein. Wieder von anderer Art sind Fig. 37 und 38; dieselben stammen allerdings aus italienischen Pfahlbauten, doch soll die gleiche Form auch in Griechenland vorkommen. Die zweischneidige Klinge ist hier kurz, oben sehr breit, aber unmittelbar schmäler werdend, so daß die Form beinah einem spitzwinkligen Dreieck gleicht. Der Griff, dessen unteres Ende halbkreisförmig ausbiegt, ist aus einem besonderen Bronzestück gearbeitet und mit der Klinge durch Nägel verbunden. — In der historischen Zeit sind die Schwerter meist kurz, die Klinge etwa 50 cm lang, schilfförmig und zweischneidig, auf Hieb u[illegible] Stoß berechnet; der in der Regel mit einer Parierstange [illegible]sehene Griff ist ziemlich klein; vgl. das Schwert in Fig. [illegible] wo auch Schwertscheide und Wehrgehänge gut wiedergege[illegible] sind. Erstere war öfters von wertvollem Material und kü[illegible]lerisch verziert, bei gewöhnlichen Exemplaren von Leder; [illegible]

Wehrgehänge ist meist ein lederner Riemen mit Metallbeschlägen; dasselbe wurde über die rechte Schulter gehängt, und zwar so lang, daß das Schwert an der linken Hüfte herabhing, doch trug man später nicht selten das Schwert auch auf der rechten Seite. — Neben den bezeichneten Formen des Schwertes kommen dann noch einige andere vor; vornehmlich diejenige, welche man speziell als das lakedämonische Schwert bezeichnet, dessen Klinge vom Griff aus auf der einen Seite etwas gekrümmt und dort scharf ist, während die andere Kante gerade verläuft und offenbar stumpf war; diese Art von Schwert war jedenfalls nur zum Hiebe brauchbar. — Gegen den Ausgang des hellenischen Altertums wurden, durch die Neuerung des Iphikrates, wieder längere Schwerter in den griechischen Heeren gebräuchlich, bis gegen 90 cm lang (mit dem Griff); doch behielten wohl die Hopliten das kurze Schwert auch weiterhin noch bei.

Zwei andere Nahwaffen, nämlich die *Keule* und die *Streitaxt*, kommen beim griechischen Kriegswesen nicht inbetracht. Jene kommt wesentlich in den mythischen Kämpfen der Vorzeit vor, diese, in den Kunstwerken die gewöhnliche Waffe der Amazonen, spielt zwar bei Homer noch ein paar Mal auch als Waffe eines griechischen Helden eine Rolle, war aber später nur bei einigen orientalischen Völkern als wirkliche Kriegswaffe in Gebrauch.

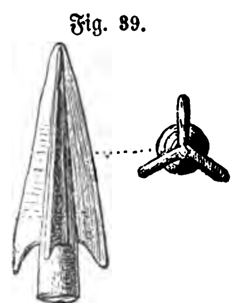
Die Fernwaffen kommen vornehmlich den Leichtbewaffneten zu. Das heroische Zeitalter kennt den *Wurfspieß* wesentlich nur als Jagdwaffe; die Helden bedienen sich beim Wurfe meist ihrer gewöhnlichen langen Lanze. Der leichte, etwa 2,50 M. lange Wurfspeer ist aber in der Folgezeit, wo die Leichtbewaffneten einen stehenden Teil der Heere bilden, eine sehr gewöhn-
: Angriffswaffe; derselbe gleicht durchaus dem in den gym-
hen Wettkämpfen (vornehmlich im Fünfkampf) üblichen, d. h.
war, wie dieser, mit einer Schleife versehen, welche sich der
rfende um die Finger wickelte. Wir haben über die Art des
rfes mit diesem Speer oben gesprochen*). — Die zweite

*) Vgl. Bd. II. S. 112

Fernwaffe sind Pfeil und Bogen. Letzterer erscheint in doppelter Form: zunächst als einfacher, aus einem einzigen Stück elastischen Holzes bestehender, mit etwas aufwärts gebogenen Enden; seine Form ist nur wenig gebogen und erst, wenn er gespannt wird, erhält er die Form einer stärkeren Kurve. Dieser Bogen führt den Namen des skythischen oder parthischen, begegnet uns aber auch auf griechischen Bildwerken und war vermutlich die ältere Art. Die andere Form ist die des doppelten Bogens, bei welchem zwei gekrümmte Teile aus Horn durch einen metallenen, geraden Zwischenteil von Zylinderform miteinander verbunden sind; diese Form ist im griechischen Heere die gewöhnliche gewesen, und auch als man für den Bogen nicht bloß Hörner von Ziegen, Gazellen u. s. w. als Material, sondern auch Holz nahm, behielt man diese Gestalt bei. Der metallene Beschlag der Mitte bildete zugleich das Auflager für den Pfeil; auch die Enden des Bogens, an denen die Sehne angeknüpft wird, waren meist mit Metall beschlagen. Die Sehne war von geflochtenem Rindsdarm gefertigt und hing für gewöhnlich, wenn der Bogen außer Gebrauch war, nur an dem einen Ende des Bogens befestigt, lose herab, damit nicht, wenn der Bogen beständig durch die Sehne straff gespannt war, die Elastizität desselben vermindert wurde. — Der Pfeil besteht aus einem meist von leichtem Rohr gemachten, ungefähr 60 cm langen Schafte, an welchem mit einer Schnur die mit zwei oder mehr Widerhaken versehene Spitze befestigt ist; am andern Ende hat er in der Regel ein mit Kerbe (zum festeren Aufsetzen auf die Sehne) versehenes Endgewicht. Für den dreischneidigen Pfeil, welcher bei Homer vorkommt, haben wir Belege in griechischen Funden; vgl. Fig. 39, eine aus Megalopolis stammende Pfe[illegible] spitze. Zur Aufnahme der Pfeile dient der Köcher, aus Le[illegible] oder Flechtwerk, von welchem zwei Arten vorkommen: eine br[illegible] Form, mit ungefähr dreieckigem Durchschnitt, welche an [illegible] linken Hüfte getragen wird und in der Regel in Verbindu[illegible] mit dem sog. skythischen Bogen vorkommt; und eine schmäle[illegible]

zylindrische, welche am Rücken über der linken Schulter getragen wird und zu dem griechischen Bogen gehört. — Die Schleuder endlich bestand aus einem an den beiden Enden schmäleren, in der Mitte breiteren Strick oder Riemen, vermittelst dessen man kleine Geschosse warf, indem man dieselben auf die breite Mitte des Riemens legte, die beiden Enden des letzteren mit der Hand zusammenfaßte und ein paarmal über dem Kopf schwang: unter genauem Zielen ließ man dann das eine Ende des Riemens los, worauf das Geschoß in der Richtung, welche es durch den Schwung erhalten hatte, fortflog. In der heroischen Zeit sind die Schleudergeschosse lediglich steinerne Kugeln, später nahm man auch Bolzen von Thon oder Blei, vielfach in Eichelform, dafür.

Fig. 39.



Pfeilspitze.

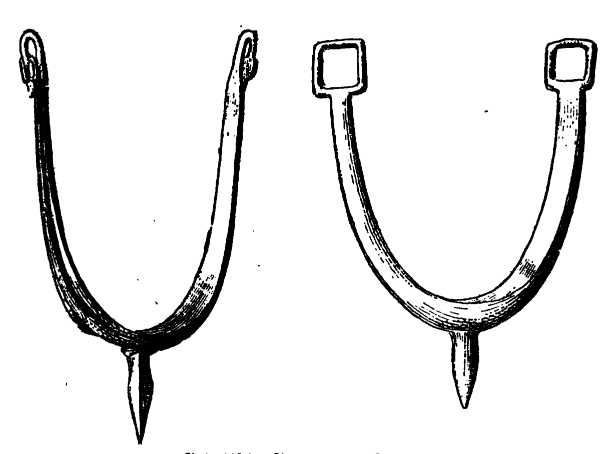
Den Hauptbestandteil der griechischen Heere in der historischen Zeit, und zwar sowohl der früheren Volks-, als der späteren Söldnerheere machen natürlich die Hopliten aus, die Schwerbewaffneten. Man taxiert das Gesamtgewicht, welches ein Hoplit zu tragen hatte, Schutz- und Trutzwaffen zusammengenommen, auf ungefähr 35 Kg.; allein dies sehr respektable Gewicht trug der Soldat nur in der Schlacht, auf dem Marsche ließ man einen Teil der Waffen auf Gepäckwagen nachfahren, oder man übergab den Schild, auch wohl den Helm, einem Sklaven, dem sog. Hypaspisten, zum Tragen. Indessen machte sich, da die Inkonvenienz der Bagagewagen zu Tage lag und auch die Zahl der Sklaven, welche früher oft sehr beträchtlich ...esen war (bei den Lakedämoniern kam es vor, daß auf einen ...artiaten im Heere sieben Heloten kamen), sich vermindert ...en mochte, allmählich die Tendenz geltend, die Ausrüstung ...r Hopliten zu erleichtern, zunächst durch Ersetzung des ganz ...rnen Panzers durch einen ledernen, mit Erzplatten und ...hulterstücken versehenen Koller, später auch, indem an Stelle

des großen ovalen Schilds der kleinere Rundschild trat. — Das leichte Fußvolk trat seit den Perserkriegen wesentlich an die Stelle der Sklaven, welche man früher, damit sie nicht als unnützer Troß das Heer begleiteten, mit Wurfspießen und Handsteinen bewaffnet hatte. Da aber die verschiedenen Fertigkeiten, welche der Dienst bei den Leichtbewaffneten erforderte, nicht bei jedem Volke verbreitet waren, so war namentlich hier der Ersatz durch geworbene Söldner notwendig. So genossen, wie schon erwähnt, besonderen Ruhm als Bogenschützen die Kreter; von Rhodos und aus Thessalien kamen treffliche Schleuderer, von Akarnanien und Ätolien die besten Wurfschützen. Man unterschied vornehmlich diese drei Arten Leichtbewaffneter, welche sämtlich ohne Schutzwaffen in den Kampf gingen, auch als Kopfbedeckung keinen Helm, sondern nur eine leichte Filzkappe oder irgend einen nationalen Hut trugen. Dazu kamen dann noch, als gewissermaßen zwischen Hopliten und Leichtbewaffneten in der Mitte stehend, die Peltasten, ursprünglich eine thrakische Nationalwaffe, welche ihren Namen von der Pelta führen, einem kleinen hölzernen, mit Leder überzogenen Schilde, welcher in seiner Gestalt dem halbmondförmigen Amazonenschilde gleicht; als Trutzwaffe hatten sie das Schwert, einen langen Spieß und vier bis fünf kleinere Wurfspeere. Die Leichtbewaffneten und Peltasten wurden im Felde bald vor, bald hinter der Front des Heeres, auf den Flügeln oder wo es der Feldherr sonst für gut befand, aufgestellt; man verwandte sie vielfach auch als Schwärm- oder Schützenkolonnen, als Kundschafter, im Hinterhalt u. s. w.

Der Reiterei legten die Griechen keinen hohen Wert bei, was mit dem meist gebirgigen Terrain ihres Landes zusammenhing, wo Kavallerieregimenter nur selten zu voller Entwickelun kommen konnten. Daher ritt die griechische Reiterei im allg meinen schlecht und unsicher; sie kämpfte nur untereinand wagte sich nicht an geschlossenes Fußvolk, sondern nur bei d Verfolgung an aufgelöstes; auch waren regelrechte Kavaller

Angriffe, bei denen das Pferd nicht bloß Vehikel, sondern zugleich Stoßwaffe ist, unbekannt. — Die Pferde trugen Satteldecken (keine eigentlichen Sattel), die aus Gebiß und Zügeln bestehende Kandare und eine aus Kopfpanzer, Brustschild und Seitenstücken bestehende Rüstung. Der Reiter trug einen ehernen Panzer mit Halsberge, zur Deckung des Bauches den gewöhnlichen Lederschurz mit Metallbeschlag, sowie eine besondere Panzerbekleidung für Arme und Achseln; ebenso waren die Hüften bedeckt. Der


Fig. 40 u. 41.


Griechische Sporen aus Dodona.

Schild wurde im gewöhnlichen Dienste nicht getragen; Trutzwaffen waren eine lange Lanze und das Schwert. Daß Sporen bereits gebräuchlich waren, ist nicht zu bezweifeln, doch trug man dieselben vielleicht (worauf die Amazonenstatuen hindeuten) an einem Fuße; noch erhaltene griechische Sporen sind in j. 40 und 41 abgebildet. Dagegen waren Hufeisen, sowie igbügel unbekannt; der Reiter sprang mit Hilfe seiner Lanze s Pferd, wenn er nicht einen Stein, Ast oder sonst ein Hilfstel zum Aufsteigen benutzen konnte.

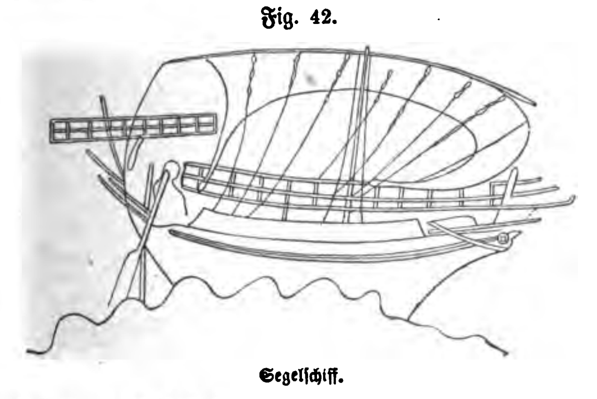
Auf die Details des griechischen Heerwesens hinsichtlich Einteilung und Disziplin, Taktik und Strategie näher einzugehen, liegt unserer Aufgabe fern. Mit einigen wenigen Worten wollen wir dagegen noch des Festungskrieges*) gedenken. Wie großartig viele der schon in den Urzeiten angelegten Festungswerke waren, davon haben Schliemanns Ausgrabungen in Mykenä und Tiryns den deutlichen Beweis geliefert. Es ist darnach begreiflich, daß die Belagerung einer stark befestigten Stadt für ein griechisches Heer eine schwere Sache war, zumal man erst sehr allmählich verschiedene wirksame Belagerungsmaschinen erfunden hat. Jahrhunderte lang begnügte man sich vornehmlich damit, die Stadt einzuschließen, um sie durch Hunger zu zwingen; noch lieber suchte man, von List oder Verrat Gebrauch zu machen; zu stürmen aber konnte man eben so wenig wagen, als Breschen zu legen. Die erste Belagerungsmaschine, welche von den Griechen verwendet wurde, war der von den Karthagern erfundene Widder, der jedoch auch sehr festem Mauerwerk gegenüber unwirksam blieb. Man griff daher vielfach statt dessen zu dem Mittel, die Mauern teilweise zu untergraben, um sie zum Einsturz zu bringen; auch suchte man durch Aufführung eines Dammes das Angriffsterrain zu erhöhen oder durch bewegliche Thürme den Nachteil, von unten gegen die höher postierte Besatzung kämpfen zu müssen, auszugleichen. Endlich wandte man noch allerlei Verfahren an, um die feindliche Stadt oder zum mindesten die Befestigungen in Brand zu stecken; und wenn die Lokalverhältnisse es erlaubten, brachte man die Belagerten durch Abschneiden des Trinkwassers oder durch Verursachung einer künstlichen Überschwemmung in Not. Diese primitive Art des Festungskrieges wich erst in den makedonischen Kriegen einer rationelleren Methode; es war speziell das Verdienst des Königs Philipp, an Stelle der Einschließung de

*) Zu vgl. Jähns, Handbuch einer Geschichte des Kriegswesens vo der Urzeit bis zur Renaissance. Leipzig 1880, und der übersichtliche Artik von A. Müller in Baumeisters Denkmäl. d. klass. Altert. I, 525 ff.

Angriff auf einen Punkt der Mauer, in den man Bresche zu legen suchte, zu konzentrieren. Daher fällt die Erfindung neuer grober Geschütze, die Vervollkommnung der Breschwerkzeuge, der beweglichen Batterieen, Deckmaschinen, Wandeltürme u. s. w. wesentlich in die Zeit der Diadochen.

Viel rascher und bedeutender hatte sich, wie das bei der geographischen Lage Griechenlands begreiflich ist, das Seewesen entwickelt.*) Bereits die heroische Zeit weist Schiffe auf, welche mit einer gewissen Vollkommenheit gebaut sind, wenn sie auch mehr für Küstenschifffahrt, als für das offene Meer sich eignen;

Fig. 42.



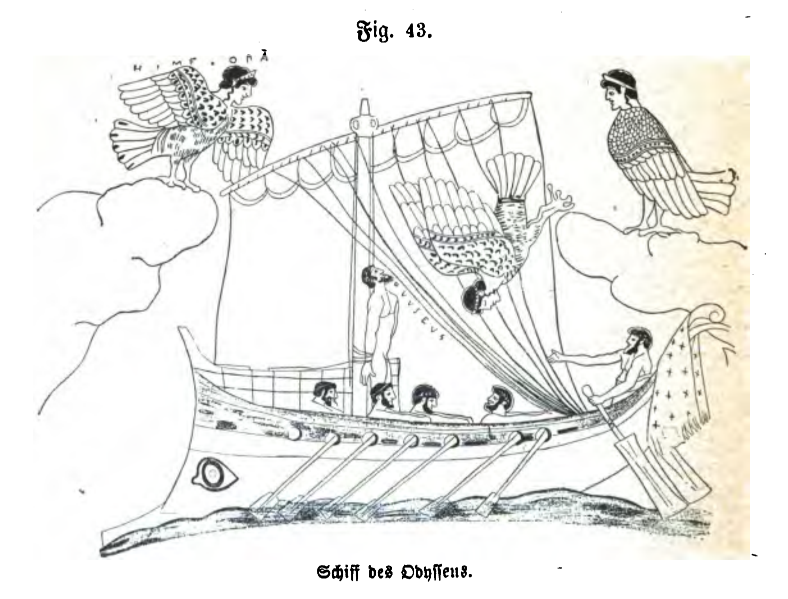
Segelschiff.

sie werden von 20 bis 50 zu beiden Seiten der Schiffswände auf Ruderbänken sitzenden Matrosen, deren Ruder zwischen Pflöcken in ledernen Riemen hängen, fortbewegt, bei günstigem Wind tritt an Stelle der Ruder das am Mastbaum vermittelst einer Raae aufgezogene Segel; im Hinterteil lenkt der Steuermann den Lauf des Schiffes mit dem Steuerruder. So stellt auch die spätere Kunst noch das Schiff des Odysseus vor,

*) Vornehmlich zu vgl. Boeckh, Urkunden über das Seewesen des chen Staates, Berlin 1840; über Schiffsbau besonders. Graser, de rum re navali, Berlin 1864, A. Cartault, La trière athénienne, is 1880; neuesterdings A. Breusing, die Nautik der Alten. Bremen 1886.

wie es die Meerflut durchfurcht; vgl. Fig 43. Freilich kann uns dies aus viel späterer Zeit herrührende Bild keine Vorstellung von der Bauart der Schiffe zur Zeit Homers geben; eher dürfte das, trotz der Rohheit und Kleinheit der Zeichnung, der Fall sein mit den in Fig. 44 u. 45 abgebildeten Schiffsdarstellungen nach altertümlichen Vasen; nur sind diese beide am Vorderbug mit einem starken Sporn versehen, waren also anscheinend für den Seekrieg bestimmt, von dem die homerische

Fig. 43.



Schiff des Odysseus.

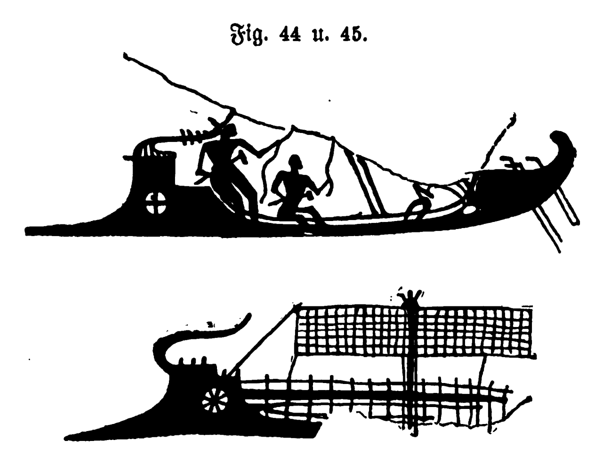
Zeit noch nichts zu wissen scheint.*) Die Schiffe der heroischen Zeit hatten vermutlich auf beiden Seiten hervorragende, ausgeschweifte Enden.

Wie in der homerischen Zeit, so war auch noch in d nächstfolgenden Periode die Einrichtung der Schiffe derart, d dieselben ziemlich flach gebaut waren und nur eine Reihe Ruder

*) Vgl. Helbig, das homerische Epos, S. 110

zu jeder Seite saß, so daß bei größeren Schiffen bis zu fünfzig Ruderer und darüber an einem Schiffbord Platz fanden. Indessen bald ging man dazu über, statt dessen die Schiffe höher zu bauen und die Ruderer in mehreren Reihen über einander anzuordnen; so in zwei Reihen wie in Fig. 46, am häufigsten in drei Reihen, und diese Schiffe hießen darnach Trieren (Dreiruderer); später, namentlich seit dem vierten Jahrh., auch in vier bis sechs Reihen, ja angeblich noch darüber hinaus. Die Einrichtung dieser Ruderbänke ist von besonderem Interesse und wird

Fig. 44 u. 45.



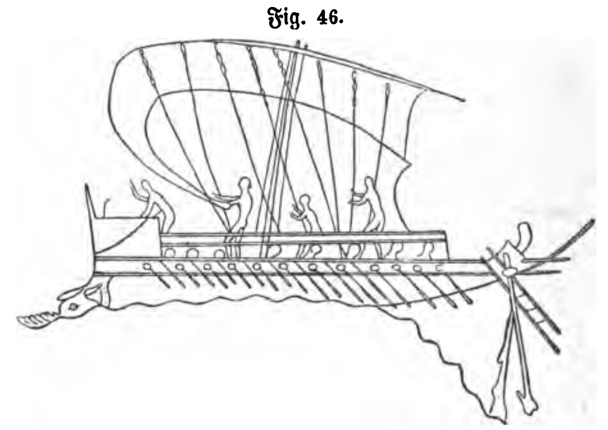
Altertümliche Stachelschiffe.

teilweise veranschaulicht durch das in Fig. 47 abgebildete Relief aus Athen.*) Die Ruderbänke nahmen an den beiden Langseiten des Schiffes den ganzen Raum, die beiden Schiffsenden ausgenommen, ein; sie lagen in Reihen von verschiedener Höhe reinander, nicht durch Zwischenwände getrennt, sondern nur

*) Man vergl. den Aufsatz von Raoul Lemaitre, Sur la disposi- des rameurs sur la trière antique, in Revue archéologique p. p. 89 ff., der aber in seinen Resultaten von Graser abweicht. Die je nach dem Rudersystem der Trieren ist noch immer eine offene, siehe using a. a. O. S. X.

durch das offene Balkengerüst unterbrochen. In jeder Reihe saß jeder Ruderer unmittelbar vor seinem Vordermann, in gerader Linie; wie aber die Ruderbänke räumlich verteilt waren, darüber gehen die Ansichten auseinander. Nach Graser lagen sie direkt eine unter der andern; die Ruderer aber saßen nicht unmittelbar senkrecht übereinander, sondern, teils um möglichst Raum zu sparen, teils weil die Bewegungen dadurch erleichtert wurden, in der Weise, daß der Sitz des höher Sitzenden immer in gleicher Richtung und Höhe mit dem Kopfe des um eine

Fig. 46.

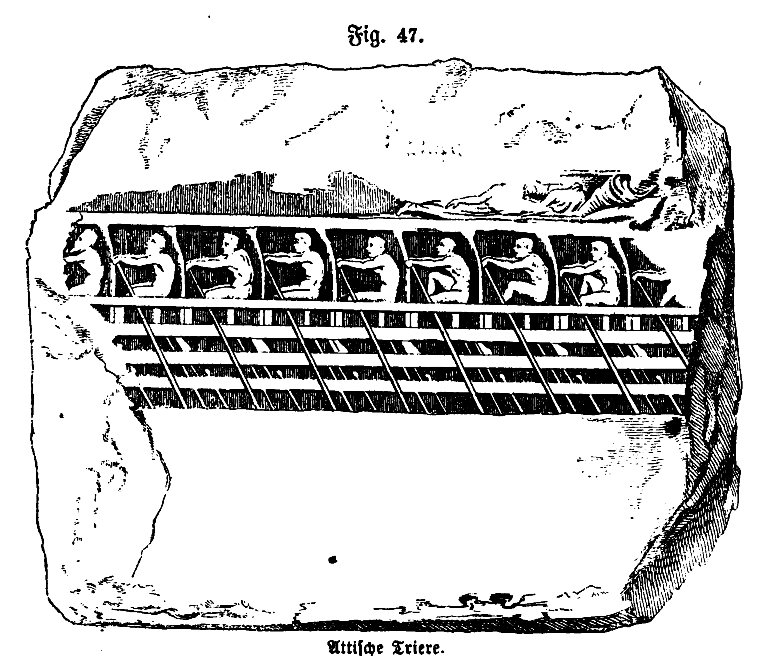


Zweiruderiges Schiff.

Stufe tiefer Sitzenden lag; so daß also jeder demnächst tiefer Sitzende nicht direkt unter seinem Obermann, sondern etwas nach hinten zurück saß und bei der Ruderbewegung seine Arme sich ungefähr unmittelbar unter dem Sitz des Obermannes befanden. Dagegen nimmt Lemaitre an, daß nur die unterste Bank dicht am Schiffsbord lag, die darüber befindliche aber um die Breit der Ruderbank davon entfernt, und die dritte um zwei Breiten wobei denn auch das Höhenverhältnis ein derartiges war, da das Ruder des höher Sitzenden immer gerade über den Kop des tiefer Sitzenden hinwegging. Auf eine Erörterung dieser

Hypothesen können wir uns begreiflicherweise hier nicht einlassen; beide bieten mancherlei Bedenken. Denn je nach der Entfernung der Ruderer von der Wasserfläche nahm natürlich die Größe der Ruder zu, welche bei den die oberste Ruderbank einnehmenden am längsten waren; bei der Graserschen Anordnung nahm die Länge der Ruder bei jeder höhern Reihe um etwa 90 Cm. zu,

Fig. 47.



Attische Triere.

sodaß bei einem Fünfreihenschiff die unterste Reihe Ruder von 5 M., die oberste solche von 5,85 M. führte; bei der naitreschen Anordnung werden die Ruderlängen sogar noch deutender, dafür ist hier der Vorteil da, daß die längeren uder auch einen längeren Hebelarm bekommen, sich also leichter zieren lassen. Je größer die Zahl der Reihen war, um so deutender wurde natürlich die Länge der Ruder; nichts desto-

weniger war man imstande, Kriegsschiffe von 15—16 Reihen zu bauen und zu dirigieren. Das Prachtschiff des Ptolemäus Philopator soll nicht weniger als 40 Reihen gehabt und die Länge der obersten Ruder 17 M. betragen haben; aber freilich war dies kein Kriegsschiff und nur in ruhigem Wasser zu gebrauchen; ja, ein neuerer Kenner des Seewesens hält sogar die ganze Beschreibung von dieser Tessarakontere für eine Satire! Selbstverständlich bedurften die Schiffe umsomehr Ruderer, je größer sie waren, und je mehr Reihen sie hatten; eine Triere wurde von 175, eine Pentere (Fünfruderer) von 310 Mann gerudert, wobei die Einrichtung die war, daß jede höhere Reihe immer zwei Mann mehr hatte, als die darunter liegende, weil sich der Schiffskörper nach oben verbreiterte. Beim Rudern war die größte Gleichmäßigkeit der Bewegung unerläßlich; dieselbe wurde bewirkt, indem, abgesehen vom Kommando eines eigenen Befehlshabers, noch durch Flöten der Takt für die Bewegung angegeben wurde, damit sämtliche Ruder zugleich in die Flut eingriffen. Freilich ergiebt sich hier die noch ungelöste Schwierigkeit, wie es möglich war, daß die langen Ruder der obern Reihen mit den kurzen der untern gleichen Schlag halten konnten; denn bei einheitlichem Kommando für alle Ruderbänke war das ja aus physikalischen Gründen unmöglich, indem die Schwingung eines langen Ruders selbstverständlich mehr Zeit erfordert, als die eines kurzen. Auch die große Zahl der Ruderknechte, die für Attika, das ja über eine bedeutende Zahl von Schiffen verfügte, außerordentlich groß gewesen sein muß, hat Bedenken erregt; indessen war dafür die Zahl der Matrosen und Seesoldaten sehr gering, was damit zusammenhängt, daß beim Schiffskampf die Hauptaufgabe war, die feindlichen Schiffe [illegible] dem Schnabel in den Grund zu bohren, während man sich [illegible] Fernkampf mit Geschossen u. dgl. nicht viel einließ.

Was im weiteren die Bauweise der Schiffe anlangt, so [illegible] Vorder- und Hinterteil im allgemeinen gleich konstruiert; be[illegible] endigten oben in der Regel in Voluten; dazu war oberhalb [illegible]

Volute des Hinterstevens meist noch ein hohes Blatt- oder Federnornament angebracht, während am Vordersteven das Bild einer Gottheit oder ein Thierkopf oder sonst ein Abzeichen, welches häufig den Namen des Schiffes andeutete, in Holz oder Bronze befestigt war und oben auf der Spitze eine Flagge wehte. Unter dem Vorderteil lag, größtenteils unter Wasser, der starke Schiffsschnabel, aus fest in den Bug verzapften und vorn mit mächtigen Eisenspitzen bewehrten Balken bestehend. Auf dem Verdeck befand sich in der Regel am Vor- wie am Hinterschiff ein kleines Halbdeck; dasselbe ist in Fig. 46 am Vorderdeck vorhanden, und anscheinend auch in Fig. 43 (wenn nicht hier damit ein zum Schutz gegen die Sonne bestimmtes Zeltdach damit gemeint sein soll, wie ein solches öfters auf dem Oberdeck aufgespannt wurde). Dagegen fehlt in unsern Darstellungen das Hinterkastell, sowie das kleine Häuschen des Steuermanns, von wo aus derselbe die beiden Steuerruder dirigierte. Die alten Schiffe haben nämlich je rechts und links vom Hinterteil ein Steuerruder; vermittelst einer mechanischen Vorrichtung (die allerdings in den Abbildungen nicht angedeutet ist) ließen sich die beiden Steuerruder gleichzeitig und in paralleler Stellung handhaben.

Wir bemerken endlich in Fig. 44 u. 45 in der Nähe des Vorderstevens eine runde Öffnung, welcher in Fig. 43 ein in derselben Gegend angebrachtes Auge entspricht; diese Öffnung ist dazu bestimmt, daß durch dieselben die Ankertaue aus dem Innern des Schiffes nach den Ankern laufen. Die Anker, welche im wesentlichen die Form der noch jetzt gebräuchlichen haben, wurden, wenn sie nicht im Gebrauch waren, bei den [so]genannten Ohransätzen aufgehängt, Vorsprüngen, welche sich [zu] beiden Seiten des Schiffschnabels, schräg nach außen ge[rich]tet, befanden und zugleich den Zweck hatten, beim Ausweichen [vor] einem Angriff des Gegners denselben vom Schiffe fern zu [hal]ten. — An dem großen Hauptmast hatte man in der Regel [zwe]i große, übereinander befestigte Raasegel von viereckiger Form,

mit einem dritten darüber, und an der Spitze des Mastes zwei dreieckige Topsegel. Außerdem hatten die Kriegsschiffe noch zwei in der Längsrichtung des Schiffes gestellte Segel, welche namentlich bei Seitenwind für das Wenden des Schiffes von Bedeutung waren. Über anderweitige Details des Seewesens erhalten wir vornehmlich aus attischen Inschriften eingehende Belehrung, doch haben dieselben wesentlich nur für Fachleute näheres Interesse.

XIV.

Landwirtschaft, Gewerbe und Handel.*)

Ackerbau und Viehzucht, Gewerbe und Handel sind die Hauptgebiete, in denen sich die Erwerbsthätigkeit im Altertum konzentriert. Der Erwerb durch geistige oder künstlerische Arbeit, welcher heutzutage neben den genannten eine nicht minder mächtige Stellung einnimmt, kommt im alten Griechenland kaum in betracht, weil der Künstler, wenn er gegen Bezahlung arbeitet, durchaus auf eine Stufe mit dem Handwerker gestellt wurde, und es geistige Berufsarten, die mit Gelderwerb verbunden waren, überhaupt nur sehr wenige gab. Freilich wurden diese Verhältnisse im hellenistischen Zeitalter etwas anders; aber auch da kann die geistige Arbeit von Lehrern, Ärzten u. dgl. nicht mit den andern Berufsarten in eine Reihe gestellt werden, nur daß allmählich, wie der Verdienst durch diese Arbeit, so auch die Achtung derselben zunahm.

Was nun das statistische Verhältnis, in welchem die k Berufsarten der Landwirtschaft, Industrie und des Handels z einanderstehen, anlangt, so hat dasselbe selbstverständlich eben

*) Vgl. Büchsenschütz, Besitz und Erwerb. Halle 1869.

im Laufe der zunehmenden Kulturentwickelung sehr wesentliche Veränderungen erfahren, als im einzelnen in jedem Teile Griechenlands, in jeder Landschaft und vielfach in jeder Stadt bald lokale Bedingungen, wie geographische Lage, Beschaffenheit des Terrains, Kulturverhältnisse des Bodens u. s. w. nicht ohne Bedeutung für die am meisten ausgeübten Berufszweige sein mußten, bald Stammeseigentümlichkeiten, nationale Vorurteile auch für die Wahl des Berufes häufig von entscheidendem Einflusse waren. Freilich ist es nicht bloß eine dem dorischen Stamm allein eigentümliche, sondern nur bei diesem ganz besonders scharf ausgeprägte Anschauung, daß streng genommen jegliche Erwerbsthätigkeit für einen tüchtigen Bürger ungehörig sei, daß der Bürger seine ganze Thätigkeit allein und unentgeltlich dem Staate zu widmen habe; allein dieser, auch von Philosophen, wie Plato und Aristoteles, im wesentlichen verteidigte Grundsatz, welcher auf der Voraussetzung beruht, daß jeder Bürger einen für sich und seine Familie ausreichenden Besitz haben muß, dessen Ertrag ihm durch Sklavenarbeit zufließt, hat sich erst nach und nach in solcher Schärfe entwickelt und ist sowohl der homerischen Zeit als der nächstfolgenden Epoche, in welcher Hesiodos noch ungescheut sagen konnte, daß Arbeit keine Schande sei, wohl aber Unthätigkeit, fremd. Das wurde anders mit den veränderten politischen Verhältnissen. Als an die Stelle des alten Königtums die Herrschaft der Oligarchen trat und die bevorzugte Klasse, im Besitz von Grundeigentum und zahlreichen Sklaven, ihre ganze Thätigkeit dem Kriegswesen und den Staatsämtern widmete, da kam das Vorurteil auf, daß nur eine solche Beschäftigung allein eines freien und edeln Mannes würdig, dagegen alle Arbeit niedrig und echtisch sei; und es ist begreiflich, daß diese Auffassung gerade Lakedämon sich besonders schroff erhalten hat, weil eben rt die Verfassung sich am meisten den Charakter der Oligarchie wahrt hatte. Anderwärts freilich machte sich vielfach eine sundere Auffassung der Erwerbsverhältnisse geltend, und

namentlich suchten die Tyrannen der älteren Zeit die Abneigung der Bürger gegen die Erwerbsthätigkeit zu bekämpfen, was allerdings bei ihnen nicht bloß aus nationalökonomischen Gründen, sondern zugleich in politischer Tendenz geschah, um nicht durch eine unbeschäftigte, kriegerische und nach Teilnahme an der Regierung lüsterne Bürgerschaft ihre Herrschaft gefährdet zu sehen. Aber diese Bestrebungen waren nur teilweise von Erfolg gekrönt; und wenn wir auch in der Zeit der ausgebildeten Demokratie zahlreiche Bürger einen mit Gelderwerb verbundenen Beruf ausübend finden, so war das alte Vorurteil, daß derjenige eigentlich doch eine Stufe höher stehe, welchem sein Vermögen es erlaubte, ohne bestimmten Beruf zu leben, immer noch lebendig und man trifft überall auf die Spuren desselben, selbst bei einem Weisen wie Sokrates, dessen Ausspruch, die Unthätigkeit sei die Schwester der Freiheit, in besonderer Schärfe die Auffassung der Mehrzahl der Gebildeten wiedergiebt.

Dies Vorurteil gegen die Erwerbsthätigkeit trifft freilich nicht eine jede derselben im gleichen Maße. Am wenigsten hatte darunter die Landwirtschaft zu leiden. In den heroischen Zeiten bildet die Landwirtschaft die Hauptbeschäftigung der damaligen Menschen, und zwar nicht bloß der gewöhnlichen Bevölkerung, sondern selbst der Vornehmen und Fürsten, die es für keine Schande halten, die verschiedenen landwirtschaftlichen Verrichtungen zu beaufsichtigen oder thätig selbst mit Hand anzulegen. Mußte in diesen patriarchalischen Verhältnissen auch allmählich eine Veränderung eintreten, an der nicht bloß die politischen Umwälzungen, sondern auch die Fortschritte der Kultur, das Wachsen des industriellen und kommerziellen Lebens in Griechenland Anteil hatte, so blieb die Landwirtschaft immerhin doch eine verhältnismäßig geachtete Beschäftigung, welche namentlich in denjenigen Staaten, die durch ihre geographische Lage vom großen Handelsverkehr abgeschnitten und durch ihre Bodenverhältnisse auf Ackerbau und Viehzucht angewiesen waren, auch durch die Bürger gepflegt wurde, wenn gleich mancher-

orts, wie namentlich in Sparta, die Ausübung der eigentlichen Handarbeit nicht mehr von den Bürgern selbst vorgenommen, sondern Sklaven oder freien Unterthanen übertragen wurde. Daß dagegen in den großen Städten, wie z. B. Athen, wo Handel und Industrie zu größerer Blüte gelangten, zugleich aber auch eine immer zügelloser werdende Demokratie durch offizielle Schenkungen an die Bürger, als Theorika, öffentliche Speisungen u. dgl., den Müßiggang beförderte, die Landwirtschaft an Wertschätzung verlor und der Großstädter den fleißigen Landmann als ein Wesen niederer Ordnung ansah, ist begreiflich und findet in manchen modernen Verhältnissen seine Analogie. Allerdings mochten auch die lokalen Bedingungen vielfach von Einfluß sein bei der Stellung, welche man der ackerbauenden Bevölkerung einräumte. Wo guter Boden und reicher Ertrag war, da stand der Landwirt in höherem Ansehen, als wo nur spärliche Ernte die mühsame Arbeit lohnte. Denn der Boden Griechenlands war nicht überall für den Ackerbau günstig, und an vielen Stellen gelang es nur durch sorgsamste Pflege, ihm die Frucht abzuringen. Die Gebirgslandschaften überwiegen bekanntlich in Hellas vor vor den unmittelbar zur Kultur geeigneten Ebenen; da mußten denn an manchen Orten geradezu künstliche Terrassen angelegt werden, weil der steinige Boden sonst keine Frucht zu tragen imstande war. Ebenso machte in vielen Gegenden der Wassermangel, welcher in der heißen Jahreszeit nicht selten bis zur völligen Dürre stieg, künstliche Bewässerung durch Anlage von Kanälen und Drainagen notwendig, wie andererseits die in der Regenzeit oft übertretenden Gebirgsbäche, die die Fluren zu verheeren drohten, durch Dämme reguliert werden mußten. Von derartigen Anlagen haben sich außer den Nachrichten darüber vielfach noch Spuren auf dem Boden Griechenlands erhalten, welche teilweise sogar von sehr beträchtlicher technischer Erfahrung Zeugnis ablegen; und daß man auch von Staats wegen nach dieser Richtung hin Sorge trug, zeigt das an manchen Orten bestehende Amt der Wasseraufseher, welche über die vorhandenen

natürlichen und künstlichen Wasserläufe Aufsicht zu führen und unerlaubten Gebrauch zu verhindern, resp. zu bestrafen hatten.

Wenig wissen wir über die Bewirtschaftung der Landgüter und über die Verhältnisse, welche hinsichtlich der Verteilung von Grund und Boden an größere Grundbesitzer oder kleinere Ackerbürger in den einzelnen Landschaften von Hellas stattfanden. Von Latifundien, wie sie in Italien nach und nach entstanden waren, hat das griechische Altertum keine Spuren aufzuweisen; es gab zwar auch große Güter mit zahlreichem Sklavenpersonal, aber in den meisten Fällen waren kleinere Landgüter das gewöhnliche; in manchen Gegenden, wie z. B. in Arkadien, bildete der kleine Bauernstand den Hauptbestandteil der Bevölkerung, und es darf daher nicht Wunder nehmen, wenn dort auch die ersten Männer des Staates von der persönlichen Beteiligung an landwirtschaftlichen Arbeiten, welche sonst von größeren Grundbesitzern den Sklaven und Aufsehern überlassen wurden, nicht zurückschreckten. Dem Athener freilich erschien das derbe Wesen dieser kleinen Ackerbürger als unfein, und die bäuerischen Manieren reizten die Spottlust des in den Umgangsformen gewandteren Großstädters; kaum bricht sich irgendwo die Erkenntnis Bahn, daß ein gesunder, kräftiger Bauernstamm neben dem gewerbfleißigen Bürgerstande die beste Gewähr abgiebt für die Lebenskraft eines Staates.

Technisch ist die antike Landwirtschaft so ziemlich das ganze Altertum hindurch auf dem gleichen Standpunkt geblieben, welchen sie in der heroischen Zeit einnahm und den sie wahrscheinlich großenteils schon als indogermanisches Erbteil mitgebracht hatte. Schon bei Homer finden wir die auch weiterhin beibehaltene Sitte, daß man nur zwischen Ernte und Brache wechselt; Wechsel- oder Dreifelderwirtschaft scheint auch der Folgezeit noch unbekannt geblieben zu sein. Mangelhaft wie zu Anfang blieben die Werkzeuge, mittelst deren man die notwendigsten ländlichen Verrichtungen vornahm, namentlich der primitive Pflug, welcher nicht imstande war, das Erdreich genügend aufzureißen, sodaß

der Karst nachhelfen mußte; die Egge war unbekannt, ebenso die Sense, deren Stelle durchweg die Sichel vertrat; und gar das Dreschverfahren, welches fast durchweg darin bestand, daß man Rinder, Pferde oder Maulesel über die Tenne trieb und die Ähren durch ihre Hufe austreten ließ, war äußerst unvollkommen, da dabei ein großer Teil des Ertrages verloren gehen mußte. Nur durch die große Menge von Arbeitskräften, welche infolge des bedeutenden Sklavenbesitzes den Grundeigentümern zu gebote standen und unter Umständen, wenn die Arbeit drängte, noch durch gemietete Lohnarbeiter verstärkt wurden, und indem man wenigstens für Düngung, Verbesserung des Bodens u. s. w. Sorge trug, war es möglich, daß überhaupt die Landwirtschaft ihren Mann zu nähren imstande war. Große Reichtümer haben Grundbesitzer im alten Griechenland wenigstens beim Getreidebau schwerlich gesammelt; eher konnten Wein- und Ölpflanzungen, obgleich auch hier die zur Verwendung gelangenden Werkzeuge noch sehr einfach waren, reichere Einnahmen liefern, weil der Boden hierfür zum Teil außerordentlich günstig war. Namentlich mit Öl konnte Griechenland selbst das Ausland noch versorgen, während das Getreide bei weitem nicht in einer den Bedarf deckenden Menge produziert wurde und daher sehr bedeutende Einfuhr von auswärts, vornehmlich vom schwarzen Meer, später auch aus Ägypten, notwendig war.

Vom Leben des griechischen Landmannes erfahren wir aus den Schriftstellern wenig; als Ersatz mögen hier ein paar naive Darstellungen von Vasenbildern dienen. Fig. 48 zeigt uns, umgeben von allerlei Tieren (Rehe, Eidechsen, eine Schildkröte und ein seltsamer Vogel, vielleicht auch eine, allerdings arg mißglückte Heuschrecke), drei Landleute, welche jeder einen von zwei Rindern gezogenen Pflug lenken, indem sie mit der einen Hand die Sterze desselben, in der andern den Stachelstock zum Antreiben der Zugtiere halten; hinter dem einen Pflüger geht ein Mann mit einem großen Henkelkorb am linken Arm, in dem jedenfalls Samen zu denken ist, den er mit der rechten Hand

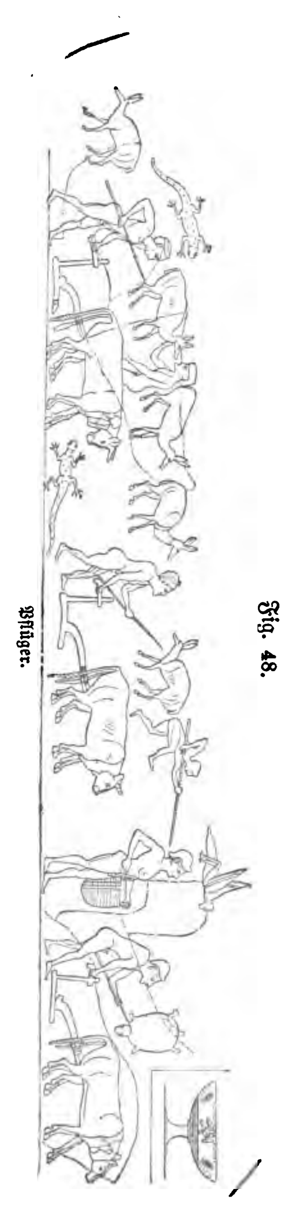


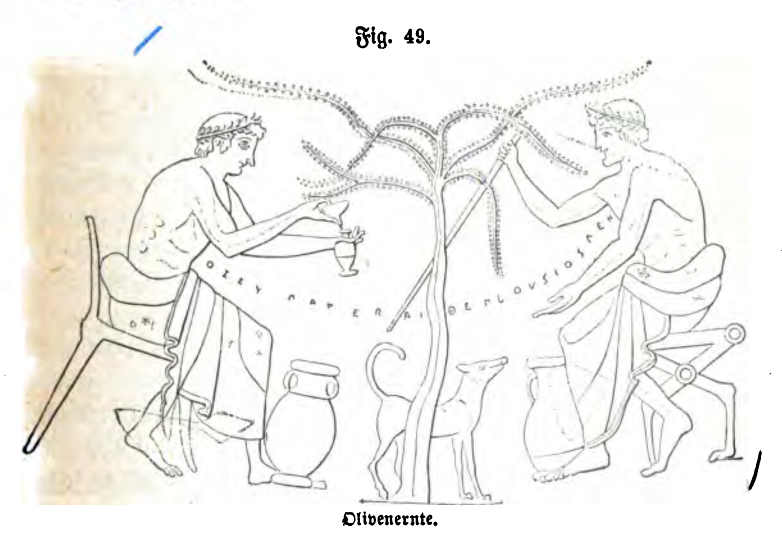
Fig. 48. Pflüger.

auszustreuen im Begriffe steht. — Eine Szene aus der Olivenernte führt uns Fig. 49 vor. Rechts und links vor einem Olivenbaum sitzen zwei Männer, vor denen Amphoren am Boden stehen; der eine hält in der Linken ein kleines Fläschchen und scheint mit der Rechten durch einen Trichter den Saft einer Olive hineinzupressen, um zu erproben, wie die diesjährige Ernte ausfallen werde. Die dabei stehende Inschrift lautet: „O Vater Zeus, wenn ich doch reich würde!“ Die (hier nicht mit abgebildete) Rückseite des Gefäßes versinnlicht in Bild und Wort die Erfüllung dieses naiven Gebetes.

Eine sehr wichtige Rolle spielte in der griechischen Landwirtschaft die Viehzucht. Zur Zeit des Homer überragte sie sogar noch bei weitem den Ackerbau an Bedeutung; der Reichtum vornehmer Leute bestand damals wesentlich in Herden, Vieh als Brautgeschenk ist sehr gewöhnlich, bei Wertbestimmungen bildet es den Wertmesser an Stelle des noch unbekannten gemünzten Geldes. Was die in der historischen Zeit vornehmlich kultivierten Arten anlangt, so bestanden dieselben teils in Großvieh, nämlich Pferden, Eseln, Mauleseln und Rindern, teils in Kleinvieh, als Schafen, Ziegen und Schweinen. Die Pferdezucht hat verhältnismäßig geringe Bedeutung, einige

Landschaften ausgenommen. Die gebirgige Natur des Landes erschwerte den Gebrauch der Pferde für Wagen ungemein, auch zum Ziehen von Lasten scheint man sie nicht verwandt zu haben; am meisten Verwendung fanden sie als Reittiere, außer für die kriegerische Reiterei auch für die Reise, für Wettrennen u. dgl.; namentlich im Zusammenhang mit dem Rennsport wurde die Pferdezucht vielfach zu einer aristokratischen Liebhaberei, durch welche sich in Athen zur Zeit des peloponnesischen Krieges, wo dieser Pferde-

Fig. 49.



Olivenernte.

sport direkt zur Manie geworden war, manche junge Leute ruinierten. Am ausgedehntesten war die Pferdezucht in Thessalien, dessen weite Ebenen sich trefflich dafür eigneten; die thessalische Reiterei war auch von Alters her ebenso zahlreich als tüchtig. — Im wirtschaftlichen Gebrauch vertraten Maultiere und Esel die Stelle der Pferde, namentlich als Lasttiere; die Maultiere wurden besonders zum Ziehen, auch des Pfluges, verwandt, während die Esel mehr zum Tragen von Lasten gebraucht wurden. — Die Rinderzucht scheint in der homerischen Zeit

bedeutender gewesen zu sein, als später, wo der Bedarf der Bevölkerung nicht durch die einheimische Zucht gedeckt und Einfuhr fremden Viehes vom schwarzen Meer und aus Afrika notwendig waren. Es hängt dieser verhältnismäßig geringe Bestand an Rinderherden zum Teil damit zusammen, daß man im griechischen Altertum nur wenig Kuhmilch, vielmehr meistens Ziegenmilch trank. Dagegen war die Schafzucht ebenso verbreitet als vervollkommnet, da man nicht bloß Fleisch und Milch der Schafe zur Nahrung, sondern ganz besonders Fell und Wolle derselben zur Kleidung brauchte. Leinwand wurde ja wenig getragen; die Landbevölkerung trug Schafpelze und die übrige Tracht wurde fast ganz und gar aus Schafwolle gefertigt. Darin produzierte sowohl das eigentliche Hellas, als die griechischen Kolonieen in Kleinasien und Unteritalien vorzügliche Qualitäten, und sehr viel davon ging nach dem Auslande, wo namentlich die kleinasiatischen, attischen, megarischen Wollenstoffe von Alters her guten Ruf hatten. — Ziegen hielt man vornehmlich der Milch wegen; die Felle dienten den Bauern zur Kleidung, Verarbeitung der Ziegenhaare fand in Griechenland selbst nicht statt, wohl aber in Nordafrika und Cilicien, wo man eine Art grobes Tuch, das jedoch nicht zur Kleidung verwandt zu werden pflegte, daraus fabrizierte. Die Leichtigkeit der Ziegenzucht, welche keine große Sorgfalt erfordert und auch auf felsigem und nur spärlichen Graswuchs bietenden Terrain betrieben werden kann, beförderte ihre Verbreitung, und so finden wir sie denn in der That im alten Griechenland fast überall heimisch. Dagegen spielt die Schweinezucht eine sehr kleine Rolle; sie war zu wenig lohnend. Denn wenn man auch immer noch das Fleisch zur Nahrung benutzte, so war dasselbe doch in der historischen Zeit kein so beliebtes Gericht, als zur Zeit Homers; und sonst verstand man sich nicht darauf, die Rohmaterialien des Schweines gewerblich zu verwerten.

Ziemlich rationell verfuhr man im Betriebe der Viehzucht. Man verwandte große Aufmerksamkeit auf die Auswahl der

zur Zucht gebrauchten Tiere und machte schon früh Versuche, die Rasse zu veredeln, indem man fremde Sorten von auswärts her importierte. Die Ernährung des Viehes erfolgte größtenteils auf der Weide; man trieb die Herden nicht nur im Sommer aus, sondern, wo das Klima dies erlaubte, auch im Winter, und zwar brachte man sie im Sommer in Gebirge und Waldungen, im Winter in die Ebenen. Die meiste Aufmerksamkeit schenkte man den Schafen, weil hier die Güte der Wolle sehr von der Pflege abhing. Bekannt ist der Ausdruck des Diogenes, es sei in Megara besser, wenn man als Bock, denn als Sohn eines Megarers zur Welt komme, denn die Schafe decke man dort sorgfältig zu, die Kinder aber lasse man nackt herumlaufen. Dieser Brauch, die Schafe mit Fellen zu bedecken zur Konservierung der Wolle, fand sich aber auch anderwärts. Da Griechenland nicht reich an Wiesenboden ist, so hatte es allerdings mitunter seine Schwierigkeiten, das Weideterrain für die Herden zu beschaffen; man mußte dieselben vielfach nach entfernteren Gegenden schicken und es kam vor, daß Staaten untereinander Verträge schlossen, welche den Bürgern des einen Landes gestatteten, die in anderen belegenen Weideplätze während einer bestimmten Zeit zu benutzen.

Was sodann die gewerbliche Thätigkeit oder das Handwerk anlangt,*) so finden wir zur homerischen Zeit die Handwerker noch in einer Stellung, welche, entsprechend der oben dargelegten Auffassung jener alten Zeit über die körperliche Arbeit, durchaus nicht als verachtet oder geringgeschätzt erscheint. Es begreift sich das umso leichter, als ja die Götter selbst die Arbeit des Handwerkers nicht scheuen, indem Hephästos schmiedet, Athene webt; und so sehen wir auch die Heroen selbst, die Fürsten und Vornehmen, gelegentlich als Zimmerleute, Schreiner u. dgl. mit Hand anlegen und sich diesen oder jenen Gegenstand

*) Vgl. W. Drumann, die Arbeiter und Kommunisten in Griechenland und Rom. Königsberg 1860.

ihres Haushalts mit eigenen Händen anfertigen. So findet man denn nirgends bei Homer eine Spur von Mißachtung gegen das Handwerk ausgesprochen. Freilich ist dasselbe damals auch noch sehr wenig entwickelt, und es ist nur eine kleine Zahl von Gewerben, welche direkt als Berufsarten angesehen werden können, Schmiede, Goldarbeiter, Zimmerleute, Steinmetzen u. s. w., während eine Menge von Hantierungen, die später einem bestimmten Gewerbe anheimfielen, im Hause durch Herren und Sklaven gethan wurden. — In diesen Verhältnissen trat nun, im Zusammenhang mit den oben kurz berührten politischen und sozialen Umwandlungen, eine sehr bedeutende Veränderung ein. Während nämlich Ackerbau und Viehzucht immerhin doch noch als eine Beschäftigung galten, welche auch der freie Mann betreiben kann, ohne sich selbst zu erniedrigen, da ja die eigentliche niedere Arbeit durch Sklaven oder Lohnarbeiter besorgt wird und der Bürger nur die Aufsicht darüber führt, gilt die Arbeit des Handwerkers mit jenem für uns unübersetzbaren Ausdruck als „banausisch". Es liegt in diesem Worte die ganze Verachtung des freien, von seinen Mitteln unabhängig lebenden Bürgers, welcher seine geistigen und körperlichen Kräfte dem Staate widmet, kurz des „Gentlemans", wenn wir diesen Ausdruck gebrauchen dürfen, gegenüber dem Mann mit der schwieligen Faust, welcher mühselig in seiner Werkstatt schafft, um sich das tägliche Brot zu verdienen. Nicht den reichen Besitzer einer für ihn arbeitenden, irgend ein Handwerk betreibenden Sklavenmenge aber traf der Vorwurf des Banausischen; der Fabriksbesitzer selbst brauchte ja nicht Hand anzulegen, er hatte dafür seine Werkführer und Aufseher: verachtet war der kleine Mann, der keine fremden Hände für sich arbeiten lassen konnte und selbst den Hammer schwang oder in der Walkgrube das Tuch bearbeitete. Umsonst, daß einsichtige Gesetzgeber die Bürger auf den Segen des Handwerks, auf die Ehrenhaftigkeit dieses Erwerbs hinwiesen; umsonst, daß in den Demokratieen die politische Gleichberechtigung der Handwerker im Prinzip festgehalten wurde, daß der Handwerker

wie jeder andere Bürger in der Volksversammlung stimmen und reden durfte, daß es selbst verboten war, einen Bürger wegen seines Gewerbes öffentlich zu schelten; mochte auch in manchen Staaten, in denen die gewerbliche Thätigkeit einen bedeutenden Teil des Volkswohlstandes ausmachte, eine gemäßigtere Auffassung jenes scharfen Gegensatzes sich Bahn brechen, im allgemeinen blieb die Mißachtung des Handwerks doch bestehen, und umso mehr, als selbst die Philosophen dasselbe gewissermaßen nur als ein notwendiges Übel betrachteten. Man erkannte den Nutzen des Handwerkes wohl an, aber man blieb dabei, eine solche Thätigkeit in der Werkstatt, am rauchenden Kamin oder in der dunstigen Stube, schicke sich eigentlich nicht für einen freien Bürger, das Streben nach Gelderwerb, welches damit verbunden, schädige den Geist, mache ihn roh und ungebildet; und so wird banausisch schließlich gleichbedeutend mit niedrig, gemein und dumm. Was Wunder, wenn selbst die Künstler, die ja im Handwerk wurzelten und mit geringen Ausnahmen ihre Werke auch gegen Bezahlung herstellten, in eine Reihe mit Schustern, Bäckern und Schmieden gestellt wurden! Es ist in der That zu bewundern, daß diese Geringschätzung des Handwerkes, welche sich in der Litteratur durchweg geltend macht, das griechische Gewerbe doch in seiner Produktionskraft und in der Vervollkommung seiner technischen Leistungen nicht hat hindern können. Freilich giebt es zahlreiche Zweige darunter, welche in merkwürdiger Stabilität ohne jeden technischen Fortschritt Jahrhunderte lang auf dem gleichen Standpunkt verharrt sind; aber trotzdem sind es nicht bloß die Luxusgewerbe, welche es im Altertum zu einem sehr hohen Grade der Vollkommenheit gebracht haben, obgleich allerdings gerade bei diesen, wo es nicht allein auf das praktische, sondern auch auf das künstlerische ankam, der angeborene Schönheitssinn des Hellenen immer siegreich durchbricht, sodaß es zahlreiche Produkte des antiken Kunstgewerbes giebt, mit denen selbst unsere heutige so fortgeschrittene Gewerbetechnik nicht rivalisieren kann. Ja, man möchte fast behaup-

ten, daß — wenn wir etwa absehen von Gewerben wie Bäckern oder Metzgern oder Walkern u. dgl. — das griechische Gewerbe in jeder einzelnen Branche zum Kunstgewerbe wird, während heutzutage nur vereinzelte Zweige es sind, welche sich über das Handwerksmäßige hinaus zur Kunst erheben.

Der Betrieb des Handwerkes*) ruhte teils in den Händen von Bürgern, teils in denen von freien Niedergelassenen (Metöken) und von Sklaven. Das Verhältnis, in welchem sich die arbeitende Bevölkerung unter diese drei Klassen verteilte, war freilich je nach Zeit und Art gleichfalls sehr verschieden. In Athen war die Zahl der Vollbürger, welche ein Handwerk betrieben, trotz der Geringschätzung des Standes, nicht klein; auch im Peloponnes war es nur Lakedämon, wo der freie Bürger sich von jedem Gewerbe gänzlich fernhielt, während in den anderen Staaten die Verhältnisse ähnlich wie in Athen und anderwärts gelegen zu haben scheinen. Einen sehr bedeutenden Bruchteil machten aber im Arbeiterstande auch die Metöken aus; zu den Zeiten, wo in Attika die Industrie am meisten blühte, scheint der größte Teil des Betriebes in ihren Händen gelegen zu haben; und daß in denjenigen Ländern, wo der freie Bürger sich vom Handwerk fernhielt, gerade die Niedergelassenen es waren, welche mit Hilfe von Sklaven den Gewerbebetrieb ausübten, könnte man, auch wenn es nicht ausdrücklich überliefert wäre, von selbst vermuten. Sklaven zur Arbeit hielt sich jeder einigermaßen besser situierte Handwerksmeister; reichere Kapitalisten legten ihre Gelder auch wohl in größeren Unternehmungen an, bei denen eine beträchtliche Zahl von teils eigenen teils gemieteten Sklaven irgend welches Gewerbe fabrikmäßig betrieb. Auf diese Sklavenarbeit und auf die dabei obwaltenden Verhältnisse kommen wir noch im nächsten Abschnitt zu sprechen.

---

*) In geographisch-statistischer Hinsicht sind zu vergl. Büchsenschütz die Hauptstätten des Gewerbfleißes im klass. Altertum, Leipzig 1869, und des Vf. Schrift: Die gewerbliche Thätigkeit der Völker des klass. Altertums Leipzig 1869.

Von der Organisation des Handwerks wissen wir nur wenig. Kasten, für welche bestimmte Gewerbe gesetzlich vorgeschrieben gewesen wären, gab es nicht, wenige Ausnahmen abgerechnet, da allerdings an einigen Orten gewisse Beschäftigungen erblich waren, wie z. B. in Sparta die Köche und Flöten-spieler immer bestimmten Familien angehör-ten. Wo wir aber sonst Erblichkeit in Be-rufsarten finden, da ist es nicht gesetzlicher Zwang, sondern fand sich von selber, wie z. B. daß die Söhne von Bildhauern sehr oft ebenfalls Bildhauer wurden oder daß der ärzliche Beruf sich in gewissen Familien fort-pflanzte u. dgl. m. — Ebensowenig gab es in Griechenland die in Italien schon früh-zeitig ausgebildeten Innungen oder Zünfte; solche finden sich erst in römischer Zeit in Kleinasien hier und da vor. — In wieweit sich der Staat um das Gewerbe und seine Erzeugnisse bekümmerte, darüber haben wir nur einige wenige vereinzelte Nachrichten. Irgendwelche Beschränkungen des Gewerbe-betriebes scheinen nicht bestanden zu haben, etwa solche polizeiliche Vorschriften ausge-nommen, wie die in Athen bestehende, daß die Gerber und Käsehändler wegen des schlechten Geruches ihrer Werkstätten und Läden außer-halb der engeren Stadt ihr Geschäft betreiben mußten. Auch von Gewerbesteuern erfahren r nichts; es gab wohl in Athen eine He-:ensteuer, in Byzanz zahlten Gaukler, ahrsager u. dgl. ebenfalls eine Abgabe, aber daß die Handwerker gleicher Weise herangezogen worden wären, wird nicht be-htet.

Fig. 50.



Handwerker in der Exomis.

Auf die einzelnen Gewerbe in technischer Hinsicht einzugehen,

würde hier zu weit führen.*) Wir besprechen statt dessen einige dem Handwerkerleben der Griechen entnommene Darstellungen. Die Terrakotta Fig. 50 zeigt uns einen Handwerker in seiner gewöhnlichen Tracht, in der die rechte Seite freilassenden Exomis

Fig. 51.



Schuster.

und dem Pilos, der Filzkappe; welches Gewerbe er betreibt, geh aus der Darstellung freilich nicht hervor, da der in seine Linken getragene Gegenstand undeutlich ist. Fig. 51 führt un

*) Hierüber handelt des Verf. Technologie und Terminologie der G werbe und Künste bei Griech. u. Römern. 4 Bde. Leipzig 1875—87.

Fig. 52.

Schusterwerkstatt.

einen ehrsamen Schuster bei der Arbeit vor; er sitzt auf seinem niedrigen Schemel vor dem Arbeitstisch und hält mit der Linken das, über ein Brett von Hartholz gelegte Stück Leder fest, welches er mit dem gebogenen Schustermesser (ein zweites solches hängt oben neben einigen Schuhen, einem Hammer und einigen Lederstreifen an der Wand) zu zerschneiden im Begriff steht. Ebenfalls in die Werkstatt eines Schuhmachers führt uns Fig. 52. Ein junges Mädchen läßt sich hier eben zu einem Paar Schuhe maßnehmen; sie ist zu diesem Behufe auf den Tisch getreten, damit der bärtige Arbeiter, der davor sitzt, an dem Leder, auf das sie sich gestellt hat, den Umriß der Sohlen vermerke. Der Schuhmacher hält in der Rechten den sogenannten Schusterhalbmond, ein Messer mit stark gebogener Schneide; der an der andern Seite sitzende junge Bursche hält ein Stück zusammengebogenes Leder, das vermutlich zum Oberleder für die Schuhe bestimmt ist, in der Hand. Ein weißhariger Alter, vielleicht der Herr der Werkstatt oder der Vater des Mädchens, der dasselbe begleitet hat, steht, einen Auftrag erteilend, dabei; Werkzeuge, Modelle von Schuhen (Leisten), Lederstreifen und dergl. hängen an den Wänden herum. — Fig. 53, das Gegenstück zu Fig. 52, stellt eine Schmiede vor. Neben dem Herd, von dem nur ein Stück zum Vorschein kommt, kauert ein junger Arbeiter, der mit der in der Rechten gehaltenen Zange ein Stück Eisen auf den Amboß hält, auf welches ein anderer Arbeiter, der gleich jenem ganz unbekleidet ist, mit einem gewaltigen, in beiden Händen über den Kopf geschwungenen Hammer losschlägt. Zwei Männer im Himation, vielleicht Besucher der Werkstatt, sitzen auf niedrigen Sesseln dabei. Am Boden liegt ein Hammer und eine Zange; an den Wänden hängen teils Werkzeuge: Hämmer. Meißel, Drillbohrer mit Bogen, teils Fabrikate der Werkstat ein Schwert und eine Kanne.

In das Atelier eines Künstlers und eines Erzgießers ver setzt uns Fig. 54. In Gegenwart zweier, auf ihre Stäbe sic stützender Männer im Himation sind zwei Arbeiter dam

Fig. 53.



Schmiede.

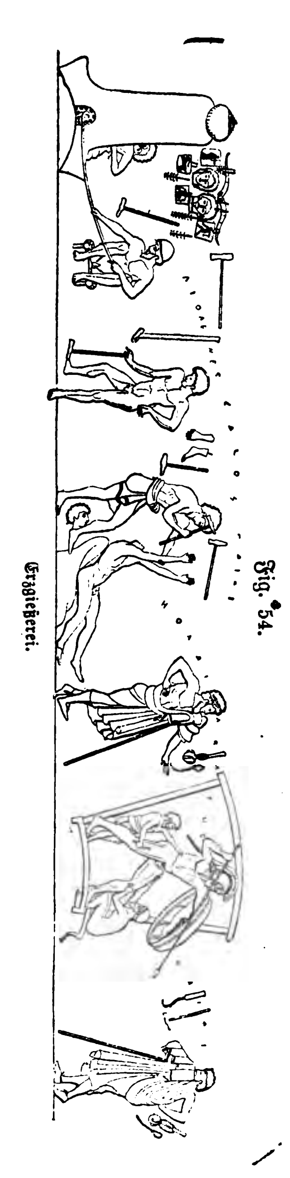
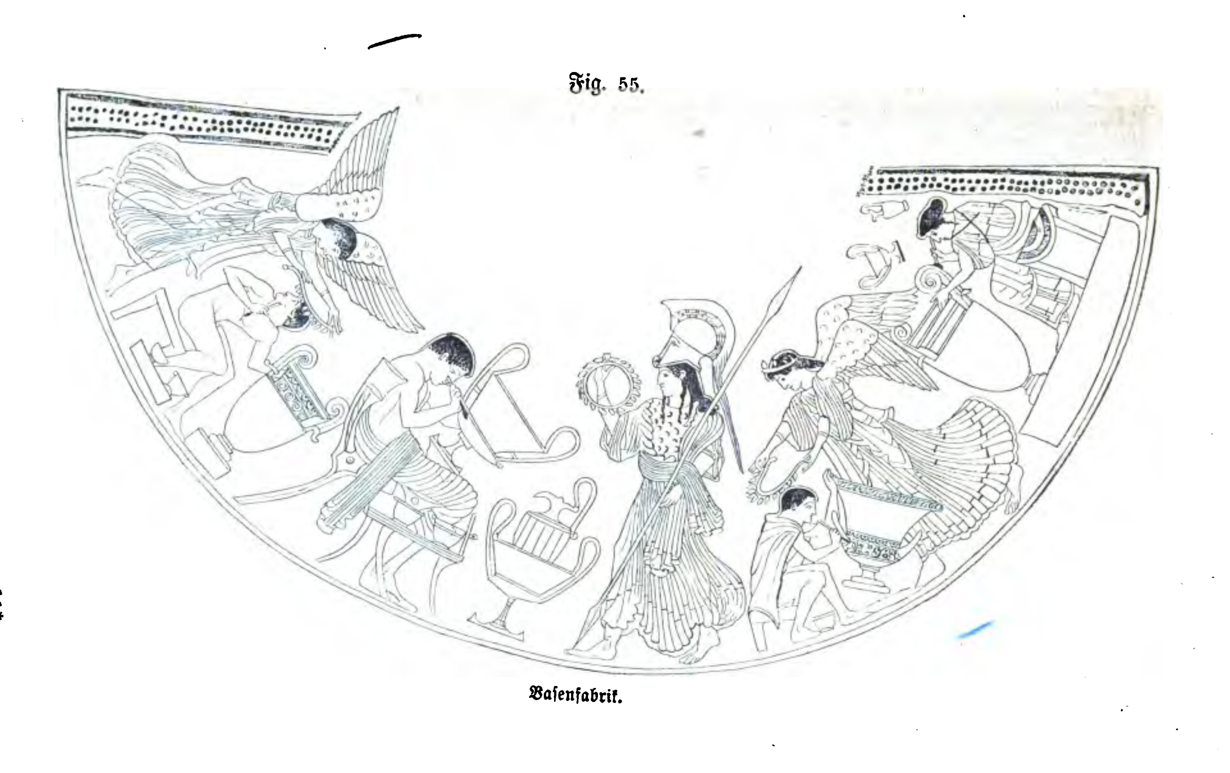


Fig. 54. Erzgießerei.

beschäftigt, die unter einem Gerüst auf=gestellte Kolossalfigur eines in angrei=fender Stellung dargestellten Kriegers zu ziselieren resp. zu überarbeiten; die Figur ist im übrigen ganz vollendet; dagegen ist bei einer zweiten, ebenfalls kolossalen Figur eines zu Boden ge=fallenen, nackten Jünglings, welcher die Arme wie hilfeflehend ausbreitet, der Kopf noch nicht angefügt (die Alten setzten namentlich die kolossalen Erz=figuren meistens aus mehreren Stücken zusammen) und liegt neben der Statue am Boden, während ein Arbeiter mit einem Hammer an letzterer herum=arbeitet, vielleicht um Unebenheiten des Gusses zu beseitigen. Diese zweite Figur scheint mit der ersten zusammen zu gehören und das ganze eine Kampf=gruppe vorzustellen. Weiterhin sieht man den Ofen, hinter welchem ein Ge=hilfe halb hervorguckt; ein auf nie=drigem Schemel hockender Arbeiter, der die bei Feuerarbeitern oft vor=kommende, daher auch bei Hephästos gewöhnliche Kappe trägt, stochert mit einer langen, am Ende gekrümmten Stange die Kohlen im Ofenloche zu neuer Glut an, wobei ihm ein zwei=ter, auf seinen Hammer sich lehne der Geselle müßig zuschaut. An de Wänden hängt allerlei Werkzeu Hämmer, Feilen, eine Säge u. dergl ferner Modelle von Füßen u

Fig. 55.



Vasenfabrik.

Köpfen, sowie Täfelchen mit Skizzen ganzer Menschen und Tierfiguren.

Nicht minder interessant ist die Fig. 55 dargestellte Werkstatt eines Vasenmalers. Wir sehen hier einen Jüngling, der im Lehnstuhle sitzend einen großen zweihenkligen Becher aufs Knie genommen hat und denselben mit dem in der Rechten gehaltenen Pinsel zu bemalen im Begriff steht; neben ihm steht ein niedriges Tischchen, auf dem sich mehrere Töpfe mit Farbe oder Firnis befinden. Hinter ihm bemalt ein junger Bursche, der auch Farbentöpfe am Boden neben sich stehen hat, eine große Amphora; weiter rechts arbeiten ein zweiter Knabe und ein junges Mädchen an einem Krater und an einer anderen Amphora, während ein Krug und ein großer Kantharos am Boden stehen und andere Gefäße an der Wand aufgehängt sind. Athene, die Beschützerin der Künste, und Nike eilen herbei, die geschickten Arbeiter für ihren Fleiß durch Kränze zu belohnen.

Mit was für einer Art von Arbeit der prächtige Alte Fig. 56, eine Terrakottafigur aus Tanagra, beschäftigt ist, bleibt unsicher; er hat vor sich ein Brett, auf dem er hantiert, und einen kleinen Rost. Er ist bald für einen Bäcker, bald für einen Verfertiger von gegipsten Anschlagtafeln, bald für einen Gerber erklärt worden; auch an einen Garkoch könnte man denken, der auf offener Straße sitzend irgend welches schnell bereitete Gericht über dem Rost brät, um es an die gewöhnlichen Leute, die oft ihre Nahrung von solchen hausierenden Garköchen einkauften, abzusetzen.

Schlimmer als die Lage der Handwerker war die der eigentlichen Lohnarbeiter, d. h. derjenigen Arbeiter, welche zwar freie Bürger waren, aber keine technische Fertigkeit gelernt hatten, um sich und den Ihrigen den Lebensunterhalt verdienen zu können, und die daher genötigt waren, sich zu schwerer körperlicher Arbeit zu verdingen. Nicht bloß Bürger, sondern auch Bürgerfrauen wurden oft durch traurige Vermögensverhältnisse

zu solchen niedrigen Verrichtungen als Tagelöhner in Mühlen oder bei der Feldarbeit auf dem Lande gezwungen; viele Lohnarbeiter arbeiteten als Lastträger im Hafen, halfen beim Ein- und Ausladen der Waren, trugen Steine bei Bauten u. s. w. Der Lohn war, schon wegen der Konkurrenz durch die Sklavenarbeit, sehr gering; mehrfach werden drei bis vier Obolen als Tagelohn genannt, wenn auch höhere Sätze vorgekommen sein

Fig. 56.



Garkoch (?)

mögen. Die Bemannung der Flotten, vornehmlich die Ruderer, flegten sich ganz besonders aus dieser gesellschaftlich am tiefsten :henden Klasse der sog. Thetes zu rekrutieren.

Die Handeltreibenden stehen in den Augen des Griechen allgemeinen auf gleicher Stufe mit den banausischen Hand- 'rkern. Es ist freilich ein Unterschied da; wenn der feinge- bete, sich nur mit höheren geistigen Zwecken beschäftigende

Hellene den Handwerker geringschätzte, weil ihm seine körperliche Thätigkeit eines Freien unwürdig schien, so galt ihm der Kaufmannsstand als verwerflich, weil schnöde Gewinnsucht seine alleinige Triebfeder, Übervorteilung der anderen Menschen sein Streben sei. All der Nutzen und Reichtum, welchen der Handel so vielen griechischen Staaten gebracht hat, war doch nicht imstande, das Vorurteil gegen die mit Gelderwerb verbundene Beschäftigung zu vermindern; zumal der gemeine Mann war nicht imstande, zu begreifen, daß der Kaufmann wegen der ihm drohenden Gefahren des Verderbens oder gar des Verlustes seiner Waren, wegen der schwankenden Preisverhältnisse und schließlich doch auch wegen seiner eigenen Mühe genötigt war, einen höhern Preis für seine Waren zu fordern, als der ursprünglich von ihm bezahlte Wert derselben betrug; und daher war die Ansicht, daß das kaufmännische Gewerbe auf Gewinnsucht und Betrug begründet sei, so allgemein verbreitet, daß selbst ein philosophischer Geist wie Aristoteles unter dem Eindrucke dieses allgemeinen Vorurteiles stand. Nun mögen freilich die griechischen Kaufleute den Ruf der Unredlichkeit, in welchem sie standen, in vielen Fällen wohl verdient haben; ihren Vorgängern, welche vorher den gesamten Handel in Griechenland in Händen gehabt hatten, den Phöniziern, hatte man Betrug und selbst Menschenraub und Piraterie nicht umsonst vorgeworfen, und manches davon mag an den griechischen Kaufleuten hängen geblieben sein. Zwar traf die Mißachtung des kaufmännischen Standes nicht alle in gleicher Weise; der Großhändler, welcher seine Waren von weit her einführte und nur wenig mit dem Publikum in Berührung kam, wurde davon in geringerem Grade betroffen; in Handelsstaaten wie Ägina und Athen gehörte ja ein bedeutender Teil der reichen Bürgerschaft diesem Stande an. Aber umso mehr traf der Vorwurf des falschen Maßes und Gewichtes, der Verfälschung der Waren, besonders der Lebensmittel, sowie allerlei betrügerischer Praktiken den kleinen Handelsmann. Man hört da dieselben Klagen, wie sie heute noch er

tönen, daß der Weinhändler Wasser zusetze, der Tuchkaufmann die Stoffe künstlich herrichte, um sie solider erscheinen zu lassen, als sie sind, daß der Geflügelhändler die Vögel aufblase, damit sie fetter aussehen u. s. w. Am schlimmsten war der Ruf der Getreidehändler, welche ja auch heute noch nicht zu den Lieblingen des Volkes gehören.

Die Trennung zwischen Großhändler und Krämer scheint im griechischen Altertum noch etwas schärfer gewesen zu sein, als heutzutage, schon weil jene nicht bloß Kaufleute, sondern auch Seefahrer sind. Die Großhändler sind nämlich meistens gleichzeitig Rheder; sie holen auf ihren Kauffahrteischiffen ihre Waren selbst oder beauftragen damit einen zuverlässigen Diener. Das Schiff wird in der Heimat mit Waren beladen, welche man am fremden Ort, wohin man segeln will, abzusetzen hofft; natürlich erkundigt sich der Besitzer vorher, ob dort, wohin er sie schickt, ein geeigneter Absatzort für seine Waren ist, wie etwa die Privatverhältnisse stehen, ob Konkurrenz da ist u. s. w. Man war daher auch schon wohl darauf bedacht, die richtige Konjunktur abzupassen, und ließ es bisweilen selbst an künstlichen Manövern, um den Preis einer Ware in die Höhe zu treiben, nicht fehlen. Am Bestimmungsort angelangt, wurden die Waren öffentlich zum Kauf ausgestellt, wofür in großen Hafenplätzen eigene Bazars errichtet waren; dann übernahm entweder wiederum ein Großhändler die gesamten Vorräte auf einmal oder dieselben wurden in Parteien von Kleinhändlern erstanden; hierbei gab es auch bereits Kommissionäre oder Makler, welche gegen einen Anteil am Gewinn die Vermittelung zwischen dem Käufer und dem ortsfremdem Verkäufer übernahmen. Für den Erlös wurden in der Regel andere Waren gekauft, Landesprodukte meistens, welche daheim wieder mit Gewinn abgesetzt werden konnten; schon deshalb war man oft zu neuen Ankäufen genöthigt, weil das eingenommene Geld in der Heimat keinen Kurs hatte; attisches Geld nahm man freilich überall. — Nicht immer genügte es für den Kaufmann, einen einzigen Hafen anzulaufen; oft mußte er

weitere benachbarte Hafenplätze aufsuchen, unterwegs kleinere Zwischenstationen mitnehmen, überall bald verkaufend, bald kaufend, und manchmal mochte die Ladung eines Schiffes wohl drei bis viermal erneut werden auf solcher Reise. Wahrscheinlich gaben sich demnach die Großhändler nicht gerade bloß mit bestimmten Waren ab, wie heute, sondern man nahm alles, was lohnenden Absatz versprach, Getreide, Wein, Öl, Honig, Felle, Wolle, Kleider, Thonwaren, Metallsachen, selbst Statuen und Bücher. Das Zahlungsmittel war, nachdem der noch zur homerischen Zeit übliche Tauschhandel wenigstens in den zivilisierten Gegenden aufgehört hatte (in manchen Ländern, z. B. bei den Anwohnern des schwarzen Meeres, blieb der Tauschverkehr freilich auch weiterhin noch bestehen), gemünztes Geld, wobei die Abrechnung, bei den verschiedenen Münzsystemen, welche im Altertum herrschte, nicht immer ganz leicht gewesen sein mag.

Ganz anders ist Stellung und Geschäft des Kleinhändlers oder Krämer. Derselbe geht nicht zur See, kaum über Land; meist betreibt er seinen Handel an einem und demselben Ort. Er bezieht seine Waren teils direkt vom Produzenten, teils vom Großhändler und hält sie in offenen Läden oder in Buden auf dem Markte feil; in größeren Städten gab es sogar für bestimmte Waren ganz bestimmte Standplätze oder Spezialmärkte, doch sind die an solchen Stellen Feilhaltenden häufiger noch als Produzenten zu fassen, wie als Kaufleute, und am Topfmarkte in Athen z. B. werden wohl wesentlich wirkliche Töpfer, welche ihre feilgebotenen Waren auch selbst fabriziert hatten, gesessen haben. Man muß daher zwischen Krämern, welche nur vom Handel leben und nicht selbst produzieren, und den gewerblichen oder landwirtschaftlichen Produzenten, welche ihre Waren selbst auf den Markt bringen, unterscheiden; letztere haben den Alten wohl kaum als Kaufleute gegolten, und der Haß, wo man von solchem sprechen kann, traf wesentlich jene Kleinhändler, welche ihre Waren zu möglichst hohen Detailpreisen absetzten. In kleineren Städten mögen die Verhältnisse allerdings vielfach

anders gelegen haben, als in den großen; denn da dort jedenfalls nur die hauptsächlichsten, für Nahrung und Kleidung notwendigen Gewerbe betrieben wurden, gewisse Gewerbszweige aber wenig oder gar nicht vertreten sein mochten, so mußten an solchen Orten viele Produkte durch die Vermittelung der kleinen Kaufleute von auswärts bezogen werden. Freilich ging der Kleinstädter wie der Landmann vielfach, wenn er seinen Bedarf decken wollte, nach der Hauptstadt, namentlich zu den großen, an bestimmten Tagen des Monats, besonders an jedem ersten, abgehaltenen Märkten; auch die Nationalfeste boten, wie oben erwähnt, Gelegenheit zu allerlei Einkäufen, indem damit eine Art Messe verbunden zu sein pflegte.

Die Marktplätze größerer Städte hatten meist bedeckte Hallen, in denen die Kaufleute und Händler ihre Waren aufstellten, ja mancherorts gab es solche Markthallen für ganz bestimmte Gegenstände, wie z. B. für Getreide, für Öle und Salben u. dgl. Abgesehen von solchen dauernden Verkaufsplätzen gab es aber auch leichtere, vorübergehend aufgeschlagene Verkaufsstände, weche zeltartig aus Rohrgeflecht oder Ruten und Leinwand hergestellt waren. Der Verkehr auf den Marktplätzen mag dem heutigen, so vielfach interessanten Marktleben des Südens sehr ähnlich gewesen sein; namentlich das laute Ausrufen und Anpreisen der Waren war auch schon im alten Griechenland üblich, auch das Überfordern von Seiten des Verkäufers, das Herabhandeln seitens des Käufers sind ebenso wenig der Neuzeit eigentümlich, als die anscheinend mit dem Gewerbe selbst untrennbar verbundene und zu allen Zeiten berüchtigte Grobheit der Höker- und Fischweiber. Auch der Hausierhandel, s Feilbieten herumgetragener Waren in den Häusern, wird ehrfach erwähnt und erstreckte sich namentlich auf den Vertrieb on Lebensmitteln.

Bildliche Darstellungen aus dem Handelsleben sind aus iechischer Zeit sehr selten. Wir geben hier in Fig. 57 ein asengemälde, welches zwar eine karrikierte Behandlung, aber um

des Gegenstandes willen ein besonderes Interesse darbietet: ein (vermutlich sagenhafter) König Arkesilas von Kyrene, als Silphionhändler dargestellt. In Kyrenaika wuchs nämlich jene von den alten Gastronomen hochgeschätzte Silphionpflanze, welche einen hervorragenden Handelsartikel des Landes ausmachte. Wir sehen hier unter einem Zeltdach, dessen Tücher an Ringen befestigt sind, eine große Wage angebracht, an welcher fünf Männer mit dem Abwägen der teils auf den Wagschalen aufgehäuften, teils am Erdboden herumliegenden Waren beschäftigt sind. Die meiste Ware ist noch unverpackt; nur jene Arbeiter haben bereits große geflochtene Säcke damit angefüllt und während der eine den seinen noch zubindet, trägt der andere seinen Sack fort. Wägen und Verpackung erfolgt unter Aufsicht des dabei sitzenden Herrschers Arkesilas, der in der Linken sein Szepter hält, mit der Rechten einem vor ihm stehenden Arbeiter Anweisungen zu erteilen erscheint; seine Tracht ist teilweise wunderlich fremdartig. Ein Panther unter dem Sessel des Fürsten, eine Eidechse, ein Storch (oder Kranich), ein Affe und mehrere Tauben beleben das Bild und deuten teilweise wohl auch auf den Ort hin, wo die Szene vor sich geht. Unterhalb des Hauptbildes, wo man sich den Vorratskeller zu denken hat, bringen Arbeiter unter Aufsicht eines Mannes im Mantel fertige Ballen zu anderen, bereits dort aufgestapelten hinzugeschleppt.

Wir haben endlich noch der Geldgeschäfte zu gedenken, welche im Altertum bereits eine sehr beträchtliche Ausdehnung gewonnen hatten. Die Kaufleute, welche sich mit solchen Geschäften abgaben, die Bankiers und Geldwechsler, hießen bei den Griechen Trapeziten, nach dem Wechseltisch, auf welchem sie ihre Geschäfte ursprünglich erledigten. Ihre Thätigkeit war im wesentlichen eine doppelte: abgesehen von dem eigentlichen Wechselgeschäft übernahmen sie die Anlage von Kapitalien und die Vermittlung sonstiger Geldgeschäfte. Sobald nämlich durch vermehrte Ausprägung von Geld und durch die Zunahme von Handel und Wandel größerer Geldbesitz in einzelnen Händen sich

vereinigte, mußte für diejenigen, welche ihre Kapitalien nicht in Waren oder Grundbesitz oder Sklaven angelegt hatten, der Wunsch entstehen, davon auf andere Weise Nutzen zu ziehen, und so entwickelte sich von selbst das Darlehnsgeschäft, indem der Kapitalist demjenigen, welcher Geld zu irgend welchem kauf-

Fig. 57.



Handel mit Silphion.

männischen Unternehmen brauchte, gegen Sicherheit und Zinszahlung solches auslieh. In dem in Gegenwart von Zeugen ufgenommenen Schuldscheine wurde die Höhe des ausgeliehenen Kapitals, der verabredete Zinsfuß, sowie die Zeit, auf welche das Darlehen gegeben wurde, verzeichnet. Zu größerer Sicher-

heit diente entweder die Bürgschaft, welche ein dritter für den Schuldner übernahm, oder die Verpfändung eines Gegenstandes, dessen Wert ungefähr dem der ausgeliehenen Summe entsprach. Man unterschied dabei wie heute zwischen Faustpfändern, als welche allerlei bewegliche Gegenstände: Vieh, Gerät, Sklaven u. s. w. dienten, und Hypotheken, welche teils auf bewegliche Dinge, namentlich Fabriksklaven, teils auf unbewegliches Eigentum ausgestellt wurden. Sehr gewöhnlich war ein solches Hypothekardarlehen im Seehandel, in den sog. Bodmereiverträgen. Der Großhändler, welcher von einem vermögenden Bürger Geld lieh, um damit ein bestimmtes Geschäft zu machen, verpfändete dem Gläubiger in einem Vertrage das Schiff, mit welchem er seinen Handel betrieb, oder die Waren, um welche es sich handelte, oder auch beides. Durch sehr genaue Bestimmungen hinsichtlich des Zieles der Reise, der Gattung der Ware u. s. w. suchte man sich soviel Sicherheit als möglich zu verschaffen; auch waren die Zinsen in solchen Geschäften sehr hoch, weil der Gläubiger Gefahr lief, durch Seesturm oder Piraterie oder ungünstige Konjunkturen sein Pfand ganz oder teilweise einzubüßen. — Auch auf Grundstücke wurden Hypotheken genommen und das Eigentumsrecht des Gläubigers daran durch steinerne Tafeln, welche auf dem betreffenden Grundstück aufgestellt wurden und den Namen des Gläubigers nebst Angabe der Schuldsumme enthielten, gewahrt. An manchen Orten wurden auch von Staatswegen Hypothekenbücher geführt, in denen sämtliche Grundstücke nebst Angabe der Hypotheken, die darauf lasteten, verzeichnet waren. — Der Zins war hier sowohl, wie bei anderweitigen Darlehen ziemlich hoch, was mit der Unsicherheit des Verkehrs und mit den in vieler Hinsicht noch sehr wenig entwickelten wirtschaftlichen Verhältnissen jener Zeit zusammenhängt. Wuchergesetze gab es nicht; wenn daher 10 bis 20 Prozent, bei Seezinsen auch noch höhere Sätze das gewöhnliche sind, so kommen doch Fälle vor, wo 36, ja 48 Prozent genommen werden. Freilich nicht ohne daß über Bedrückung Klage geführt wird.

Die Vermittelung bei solchen Geldgeschäften lag nun meist in der Hand der Trapeziten. Ihre ursprüngliche und häufigste Thätigkeit war das Umwechseln des Geldes, der verschiedenen Münzsorten, die durch den auswärtigen Handel in den Verkehr kamen, wobei sie ihren Gewinn in dem zu zahlenden Agio fanden. Außerdem aber liehen sie Geld aus, sowohl kleinere Summen als größere Kapitalien für Handels- und sonstige Geschäftsunternehmungen; und hier lag besonders ihr Anteil an den eben besprochenen Geldgeschäften. Vermögende Leute legten häufig ihr Geld bei einem solchen Bankier an, der ihnen dafür Zinsen zahlte und Sicherheit oder Bürgschaft leistete; er selbst lieh dann das Geld weiter an Geschäftsleute aus, wobei er dann, seines Risikos wegen, natürlich höheren Zins nahm, als er selbst zahlte. Aber auch wenn die Darleihung eines Kapitals von einem Kapitalisten an einen Kaufmann direkt geschah, nahm man doch oft die Vermittelung des Bankiers beim Abschluß des Vertrages in Anspruch; denn diese Geschäftsleute waren wegen ihres ausgebreiteten Verkehrs beim Publikum allgemein bekannt, besaßen bedeutende Geschäftskenntnis und genossen in der Regel, trotzdem manche als Wucherer verschrieen waren und auch Betrügereien und Bankerotte vorkamen, doch ein solches Vertrauen, daß man sie gern bei Geschäftsverträgen zu Zeugen nahm, Kontrakte bei ihnen deponierte und auch wohl ihnen Gelder anvertraute, über welche man im Augenblick keine Verfügung treffen konnte und die daheim aufzubewahren nicht sicher genug erschien, wobei dann freilich, wenn das Kapital nicht arbeitete, der Bankier auch keine Zinsen zahlen konnte, im Gegenteil wohl noch irgend eine Summe für die Aufbewahrung sich zahlen ließ. Viele aber überließen auch ihr Geld dem Wechsler direkt zur Vermehrung eines Geschäftskapitals; und in welcher ausgedehnten Weise dies geschah, zeigt das Beispiel des zur Zeit des Demosthenes lebenden Bankiers Pasion, welcher bei einem Geschäftskapital von fünfzig Talenten (235 770 Mk.). elf Talente (51 870 Mk.) als von Privaten geliehene Einlage hatte.

XV.

Die Sklaven.*)

Die gesamten sozialen und nationalökonomischen Verhältnisse des Altertums beruhen auf der Institution der Sklaverei und sind nur durch diese möglich; ja man kann sagen, das Sklavenwesen ist so innig mit dem Leben des Altertums verwachsen, daß selbst die politische Entwickelung der alten Völker, sowie ihre Leistungen auf dem Gebiete der Kunst und Industrie, wenigstens zu einem großen Teile nur durch das Vorhandensein einer zahlreichen Sklavenbevölkerung erklärlich sind. Diesen Zusammenhang näher darzulegen, müssen wir uns leider versagen; aber wir können bei dieser einschneidenden Bedeutung, welche das Sklavenwesen für Altgriechenland gehabt hat, unsere Schilderung des griechischen Lebens nicht schließen, ohne einen Blick auf die eigentümlichen Verhältnisse dieser Klasse geworfen zu haben.

Die Einrichtung der Sklaverei ist in Griechenland uralt; es ist nicht möglich, ihren Ursprung nachzuweisen und schon in den frühesten uns bekannten Zeiten finden wir sie so eingebürgert, daß sie geradezu als Naturnotwendigkeit betrachtet wird, ein Standpunkt, den auch die ganze Folgezeit, und darunter die aufgeklärtesten Philosophen des Altertums, eingenommen hat. Wenn auch später bisweilen Stimmen sich hören ließen, welche das Naturgemäße der Institution bezweifelten, welche so etwas wie eine Ahnung von allgemeinen Menschenrechten zeigen, so bleiben dieselben doch ganz vereinzelt. Das Recht des Stärkeren hatte schon von den frühesten Zeiten an dazu geführt, daß die im Kriege Gefangenen, wenn sie nicht getötet oder ausgelöst wurden, die Sklaven der Sieger oder von diesen in die Sklaverei

*) Wallon, histoire de l'esclavage dans l'antiquité, 2 éd. Paris 1879. Büchsenschütz, Besitz und Erwerb, S. 104—208.

verkauft wurden; und dieser in der homerischen Zeit ganz allgemeine Brauch bleibt auch in der historischen Zeit bestehen, und zwar so sehr, daß man nicht bloß bei Kämpfen von Hellenen gegen Barbaren darnach verfuhr, sondern bei den zahlreichen Fehden von Hellenen gegen Hellenen selbst die eigenen Landsleute zum harten Los der Leibeigenschaft zu verurteilen sich nicht scheute, wenn man auch später nur in Fällen besonderer Erbitterung so weit ging, sonst aber meistens es vorzog, gefangene Hellenen entweder auszutauschen oder gegen Lösegeld freizulassen. Abgesehen von den Kriegen war es vornehmlich der anfangs als keineswegs unehrenhaft betrachtete Seeraub, welcher das Material für die Sklavenmärkte lieferte; und obgleich später der Piraterie möglichst Schranken gesetzt wurden, hörte der Menschenhandel doch nie auf, da der Bedarf an Sklaven ja nicht bloß in Griechenland, sondern mehr noch in den orientalischen Ländern sehr bedeutend war.

In den historischen Zeiten waren die Sklaven in Griechenland allerdings zum weitaus größten Teile Barbaren, namentlich aus den Landschaften im Norden der Balkanhalbinsel und aus Kleinasien. Von den großen Sklavenmärkten, welche in den Städten am Schwarzen Meer und an der asiatischen Küste des Archipelagos abgehalten und nicht bloß von den Barbaren selbst, sondern auch von Griechen, namentlich von den sehr lebhaft Sklavenhandel treibenden Chiern, mit Menschenware versorgt wurden, bezogen die Sklavenhändler Griechenlands ihren Bedarf, um denselben daheim zum Verkauf zu stellen. In Athen waren besonders die am ersten jedes Monats abgehaltenen Märkte dafür bestimmt; da standen die Sklaven auf Gerüsten, damit die Kauflustigen sie von allen Seiten betrachten und untersuchen konnten; denn beim Ankauf kam es in den meisten Fällen auf fehlerlosen Körper und kräftige Glieder, welche zu schwerer Arbeit fähig waren, an, und deshalb mußten auch, wenn der Käufer es wünschte, die Sklaven entkleidet werden. Freilich waren gerade diese Sklaven, die lediglich um ihres kräftigen Körpers

willen gekauft wurden, die minder wertvollen; höher im Preise standen diejenigen, welche sich auf irgend eine Fertigkeit verstanden oder sich zu Vertrauensposten eigneten, und nicht minder wurden für hübsche Sklavinnen oder schöne Knaben recht bedeutende Liebhaberpreise gezahlt. So schwankten denn die Preise ungemein; zur Zeit des Xenophon zahlte man für einen gewöhnlichen Mühlsklaven, der also nur zur groben Arbeit sich eignete, eine halbe Mine (39,29 Mk.), sonst durchschnittlich 2 Minen (157,20 M.), bei Sklaven aber, die im Besitz technischer Fertigkeiten oder höherer Bildung waren, stieg der Preis auf fünf bis zehn Minen (Mk. 392,00—785,00) ja konnte selbst in Ausnahmefällen ein Talent (4715 Mk.) erreichen.

Einen nicht unbeträchtlichen Teil der Sklavenbevölkerung machten die in der Sklaverei geborenen aus, d. h. die von einer Sklavin mit einem andern Sklaven oder mit ihrem Besitzer selbst oder mit sonst jemand erzeugten Kinder, welche in der Regel auch Sklaven wurden, es sei denn, daß der Eigentümer es anders verfügte. Wir haben freilich keinen Maßstab dafür, um zu berechnen, ob in Griechenland die Zahl dieser im Hause geborenen Sklavenkinder bedeutend war oder nicht; in Rom bildeten dieselben bekanntlich einen sehr großen Bruchteil der Sklavenbevölkerung, aber die Verhältnisse lagen in Italien vielfach anders als in Griechenland, und der römische Gutsbesitzer pflegte auf Vermehrung seiner Sklaven ebenso sehr bedacht zu sein, wie auf die des Viehstandes. Gegenüber diesen beiden Klassen der Sklavenbevölkerung, den durch Krieg oder Raub in die Sklaverei geratenen und den als Sklaven geborenen, kommt eine dritte Klasse nur wenig inbetracht. In früheren Zeiten nämlich konnten Freie auch auf ganz gesetzmäßige Weise in die Sklaverei geraten: Metöken z. B., wenn sie ihre gesetzlichen Obliegenheiten versäumten, und Hellenen selbst, wenn sie zahlungsunfähig waren, durften vom Gläubiger in die Sklaverei verkauft werden, eine Härte, welche durch die solonische Gesetzgebung in Athen beseitigt wurde, aber in einigen andern griechischen Staaten noc

fortbestanden zu haben scheint. Ausgesetzte Kinder wurden das Eigentum desjenigen, der sie aufnahm und erzog; viele Hetären oder Flötenspielerinnen waren auf solche Weise der leibeigene Besitz von Kupplern geworden.

Endlich ist bekannt, daß in einigen Ländern die ursprünglich dort ansässige hellenische Bevölkerung bei der Einwanderung fremder Stämme von diesen unterjocht und zu Leibeigenen gemacht worden waren, deren Stellung sich von der der gekauften Barbarensklaven nur in einigen Hinsichten unterschied. Derartige eingeborene Hörige waren die Heloten in Lakedämon, die Penesten in Thessalien, die Klaroten in Kreta u. s. w. Am meisten wird uns über Stellung und Behandlung der Heloten berichtet; nur müssen da freilich die Nachrichten der Schriftsteller mit großer Behutsamkeit aufgenommen werden, da dieselben ganz zweifellos stark übertreiben, wenn sie von der Grausamkeit berichten, mit welcher die Spartaner ihre Heloten behandelten. Allerdings ist es gewiß, daß das Los der Heloten in mancher Hinsicht ein trauriges war; in der beständigen Furcht, welche die an Zahl viel geringeren Spartiaten vor Massenaufständen der Heloten hatten, und in der furchtbaren Härte, mit der sie nicht nur wirkliche Aufstände unterdrückten, sondern selbst den bloß befürchteten entgegentraten, liegt der Beweis dafür, daß jene Nachrichten über die schlechte Behandlung der Heloten keineswegs jeglichen Grundes entbehren. Aber die Heloten thaten doch für gewöhnlich nicht im Hause der freien Bürger niedrige Sklavendienste, sondern bebauten ihnen die Ländereien und konnten, da sie nur einen bestimmten Teil des Ertrages an die Eigentümer abzuliefern hatten, den Rest aber für sich behalten durften, unter Umständen sich Vermögen erwerben, ja sich ihre Freiheit erkaufen. Man hört auch nicht gerade, daß der einzelne Spartaner gegen die ihm unterstellten oder zuerteilten Heloten besonders streng gewesen sei, vielmehr sind die meisten Fälle, welche uns von Härte gegen die Heloten berichten, solche, in denen die spartanische Staatsraison ein derartiges Verfahren zu for-

dern schien, und treffen nicht den einzelnen, sondern die Gesamtheit der Leibeigenen. Es kommt dies daher, daß die Heloten nicht, wie andere Sklaven, Privatbesitz jedes einzelnen Bürgers, sondern Eigentum des Staates waren, welcher sie einem bestimmten Grundstück und mit diesem auch dem jeweiligen Inhaber des Grundstückes zuwies, aber ohne daß letzterer dadurch Eigentumsrecht über dieselben erhielt. Die Heloten dürfen also keineswegs mit den gewöhnlichen Sklaven auf eine Stufe gestellt werden; sie sind vielmehr Staatssklaven, und eben darum besser daran, als die im Besitz eines einzelnen sich befindenden. Es ist übrigens sicher, daß man in Sparta neben den Heloten auch Privatsklaven, namentlich für die persönliche Bedienung im Hause besaß.

Lage und Behandlung der Sklaven wechselt mit den Zeiten und war auch in den einzelnen Gegenden Griechenlands eine verschiedene. Ganz patriarchalisch sind auch hierin die Zustände des heroischen Zeitalters, und der Unterschied im Leben der Freien und der Sklaven nicht so sehr groß, wie später. Zuverlässige Sklaven beaufsichtigen ausgedehnte Güter und zahlreiche Herden, ältere Sklavinnen haben das ganze Hauswesen unter sich; oft sind sie mit den Insassen des Hauses eng verwachsen, von rührender Treue und Anhänglichkeit gegen die Herrschaft, mit der sie auf familiärstem Fuße leben und die leicht und ungezwungen in ihrer Mitte verkehrt. Ähnliche Zustände gab es in der spätern Zeit nur noch in abgeschlossenen Hirtenländern wie Arkadien, wo auch in der historischen Zeit noch die Sklaven beinahe wie Mitglieder der Familie gehalten wurden, mit der Herrschaft an einem Tische aßen und ihre Arbeiten wie ihre Erholung teilten. Sonst galten die Dorier für strenge Herren ihren Sklaven gegenüber, während die Athener mild und nachsichtig waren; ja man warf sogar den Athenern vor, daß sie ihre Milde zur Schwäche werden ließen, daß die Sklaven nirgends so frech wären, wie in Athen: sie führten freie Reden, wichen auf der Straße nicht einmal einem freien Bürger aus, tränken, veranstalteten gemeinschaftliche Mahlzeiten, hätten Lieb-

schaften u. s. w., ganz wie Freie. Daß diese Vorwürfe keineswegs ganz übertrieben sind, zeigen uns die im neueren attischen Lustspiel so häufig eine wichtige Rolle spielenden Sklaven, meist freche, verschmitzte Burschen, welche sich aus einer gelegentlichen Tracht Prügel nicht viel machen und stets dazu aufgelegt sind, ihrer Herrschaft einen Possen zu spielen oder mit dem liederlichen Herrn Sohn gegen den strengen Papa zu intriguieren; und wenn trotzdem auch in Attika es sehr gewöhnlich war, daß Sklaven entliefen, und die Sklavenbesitzer deshalb oft durch strenge Beaufsichtigung, ja selbst durch Fesselung und Brandmarkung dies zu verhindern suchten, so hängt das damit zusammen, daß entsprechend dem so schnell von Extrem zu Extrem überspringenden Charakter der Athener nur wenige in ihrer Behandlung die richtige Mitte zwischen Strenge und Milde zu finden wußten, und sich daher, bei den oft unvermittelten Übergängen von weitgehendster Nachsicht zu grausamster Härte, ein wirklich auf Anhänglichkeit begründetes Verhältnis der Sklaven zu ihrer Herrschaft nur selten ausbildet, wenn es auch an Beispielen on hingebender Treue der Sklaven nicht fehlt und noch manche ns erhaltene Inschrift von solcher bis zum Tode dauernden rgebenheit berichtet.

Fig. 58.



Sklave.

Die Rechte, welche das Gesetz dem Herrn über seinen klaven zusprach, gehen sehr weit. Er durfte ihn fesseln, in en Block schließen, zu strengster Arbeit, z. B. in den Mühlen,

verurteilen, ihn hungern lassen, brandmarken, durch Schläge, oft bis zum Äußersten des Ertragbaren, züchtigen, nur ihn direkt zu töten war ihm, wenigstens in Athen, verboten. Indessen hob man die schweren Strafen doch meistens nur für ganz besonders schwere Fälle von Widersetzlichkeit, Diebstahl u. dgl. auf; für gewöhnlich aber wurden die Sklaven ungefähr ebenso, ja vielfach vielleicht besser behandelt, als bei uns die Dienstboten. Sie erhielten von ihrem Herrn die gewöhnliche Kleidung der Handwerker und Arbeiter, die Exomis oder ein kurzes Ärmelgewand (vergleiche die Terrakottafigur Fig. 58), bekamen eine zwar einfache, aber nahrhafte Kost, vornehmlich Gerstenbrei und Hülsenfrüchte, zeitweilig Fleisch, als Getränk den billigen Landwein; sie hatten ihre besonderen Schlafgemächer, meist die der männlichen Sklaven von denen der Sklavinnen getrennt, ausgenommen wenn der Herr einem Sklaven es erlaubt hatte, sich eine Familie zu gründen und mit einer Mitsklavin gemeinschaftlich zu hausen. Freilich konnte das niemals zu einer gesetzmäßigen Ehe führen, denn der Sklave war ohne persönliche Rechte; der Besitzer war jeden Augenblick berechtigt, die Sklavenfamilie wieder zu trennen resp. einzelne Glieder derselben zu verkaufen. Dagegen durften sich die Sklaven oft, wenn sie sonst in der Lage waren, etwas zu verdienen, eigenen Besitz erwerben; sie arbeiteten dann für ihre eigene Rechnung und zahlten bloß eine bestimmte Abgabe an ihren Eigentümer, während sie die Überschüsse für sich behielten und, wenn dieselben die nötige Höhe erreicht hatten, sich damit die Freiheit erkauften, falls der Besitzer bereit war, darauf einzugehen, wozu er freilich nicht gezwungen werden konnte. Noch günstiger war im allgemeinen die Lage der Staatssklaven. Für manche Verrichtung nämlich, welche ein Frei nicht gern übernahm, verwandte der Staat Sklaven: so ware z. B. in Athen der Henker, die Folterknechte, die Gefanger wärter, die Polizisten sämtlich Sklaven; dieselben hatten ihr eigenen, ihnen vom Staate angewiesenen Wohnungen, besaß Eigentum und erhielten eine kleine Besoldung vom Staat, si

welche sie sich selbst zu beköstigen und zu kleiden hatten; sie durften sich auch durch anderweitige Arbeit Geld verdienen und konnten daher selbst zu einem gewissen Wohlstande gelangen. Da manche darunter, wie die athenischen Stadtpolizisten, eine Stellung hatten, die ihnen sogar gegenüber den Bürgern gewisse Rechte einräumte, so muß die Lage dieser Staatssklaven eine ziemlich unabhängige gewesen sein, wie auch die zahlreichen Tempelsklaven die Härte der Knechtschaft weniger empfunden haben werden, als die im Besitz von Privatpersonen befindlichen.

Der Schutz, welchen der Staat den Sklaven angedeihen ließ, war freilich sehr gering, obgleich es damit nicht in allen Ländern gleich bestellt war. Namentlich in das Verhältnis zwischen Herrn und Sklaven mischte sich der Staat nur im äußersten Notfalle. In der älteren Zeit war der Eigentümer sogar Herr über Leben und Tod seines Sklaven, aber die spätere Gesetzgebung milderte diese Härte, und in Athen speziell durfte der Herr seinen Sklaven sogar dann nicht töten, wenn er ihn bei einem toteswürdigen Verbrechen ertappte, selbstverständlich Fälle der Notwehr oder wo die Verhinderung des Verbrechens nur durch Tötung des Sklaven möglich war, ausgeschlossen. Hatte ein Herr, ohne sich darüber rechtfertigen zu können, einen Sklaven getötet, so wurde er dafür bestraft, aber allerdings nicht ebenso, wie wenn er einen Mord an einem Freien begangen hatte, sondern nur wie bei unvorsätzlichem Totschlage. Gegen zu arge Mißhandlung seitens des Herrn schützte einigermaßen das Asylrecht, welches dem Sklaven gestattete, sich, wenn es ihm möglich wurde, zum Altare einer Gottheit zu flüchten, bei dem er wenigstens vorübergehenden Schutz fand; ja der Sklave hatte das Recht, wenn . von seinem Herrn zu arg geplagt wurde, zu verlangen, daß r an einen andern verkauft würde, und es scheint in der That, ls ob der Herr sogar durch gerichtliches Verfahren dazu gewungen werden konnte. Sonst kümmerte sich der Staat nur sofern noch um die Sklaven, als er denselben bestimmte Dinge, te Teilnahme an gymnischen Übungen, Liebschaften mit freien

Knaben, Beteiligung an einzelnen Festen und Opfern und dergl. verbot. Besonders eigentümlich aber und bezeichnend für die Auffassung des Sklavenwesens ist die Einrichtung, welche bestand, wenn ein Sklave vor Gericht als Zeuge vernommen werden sollte. Da man den sittlichen Charakter des Barbaren, und noch dazu des unfreien, sehr gering auschlug und annahm, daß der Sklave nur unter direktem körperlichem Zwange dazu zu bringen sei, die Wahrheit zu sagen, so ließ man die Sklaven ihre Aussagen auf der Folter thun. Wenn in einem Prozeß die eine Partei die Zeugenschaft eines Sklaven der Gegenpartei verlangte, so konnte diese es allerdings verweigern; aber sie that es auf die Gefahr hin, daß ihr daraus ein Nachteil für den Ausgang des Prozesses erwuchs. Unter Umständen bot auch ein Herr seinen Sklaven freiwillig als Zeugen an. Erlitt dieser durch die Folterung, welche verschiedene Grade hatte und teilweise sehr schwer war, bleibenden Schaden an seinem Körper oder seiner Gesundheit, so durfte der Eigentümer Schadenersatz verlangen, vorausgesetzt, daß er nicht der Verurteilte im Prozeß war.

Was die Verwendung der Sklaven anlangt, so war dieselbe sehr verschieden, je nachdem ein Herr seinen Sklaven in seinem persönlichen Dienste oder Haushalte verwandte oder ihn zu landwirtschaftlichen oder gewerblichen Arbeiten benutzte oder ihn in fremden Diensten arbeiten ließ. Zu den im persönlichen Dienste des Herrn arbeitenden gehören zunächst alle Sklaven, welche mit den Geschäften des Hauses und mit der Bedienung und Wartung des Herrn und seiner Familie beschäftigt waren. Ihre Zahl richtete sich natürlich nach der Größe des Haushaltes; eine arme Familie mußte sich oft mit einem einzigen Sklaven behelfen — so arm war nur selten jemand, daß er gar keinen Sklaven hatte —, während in großen Häusern ein ganzes Heer von Sklaven ernährt wurde, die ihre bestimmten, oft nur geringe Leistungen erfordernden Ämter hatten. Da war der Thürhüter, die den Herrn oder die Familienmitglieder bei Ausgängen

begleitenden Sklaven, der Pädagog, die Zofe, der Koch, der Kutscher, Pferdeknechte, Wasserträger, Wollarbeiterinnen und andere mehr. Diese Menge von Dienern und Dienerinnen stand dann in der Regel wiederum unter besonderer Aufsicht eines Verwalters oder Haushofmeisters, welcher zwar ebenfalls ein Sklave war, aber ein ganz besonders zuverlässiger, welchem der Herr sogar oft soweit sein Vertrauen schenkte, daß er ihm die Schlüssel und seinen Siegelring anvertraute. Von ganz besonderer Wichtigkeit war das Amt eines solchen Verwalters auf den Landgütern, wo er die ganze Menge der für den landwirtschaftlichen Betrieb notwendigen Sklaven unter sich, ihre Beschäftigungen einzuteilen und zu beaufsichtigen hatte, wenn sich der Herr selbst damit nicht befaßte oder für gewöhnlich nicht auf dem Landgute weilte. Für Sklaven, die man auf derartige Vertrauensposten stellen konnte, wurden denn begreiflicherweise sehr hohe Preise gezahlt, und ihre Stellung war auch keineswegs mit der der gewöhnlichen Sklaven zu vergleichen. Dasselbe gilt von solchen Sklaven, die eine gewisse geistige Bildung genossen hatten und ihrem Herrn als Schreiber oder Vorleser Dienste leisten, ja auch ihn bei wissenschaftlichen Arbeiten durch Anfertigung von Exzerpten u. dgl. unterstützen konnten; doch war das bei den barbarischen Sklaven der Griechen viel seltner, als bei den griechischen Sklaven der Römer. Auch durch technische Fertigkeiten konnten sich Sklaven ihren Herren in unmittelbarer Weise nützlich erweisen; so gab es in einem reichen Haushalt neben dem Koch wohl auch noch einen eigenen Bäcker für Brot und Kuchenwaren, ferner Weber, Walker, Sticker, denen die Herstellung der Kleidung oblag. Und wie auf dem Lande die Sklaven die Besorgung von Acker und Feld, die Pflege der Weingärten und Ölpflanzungen, die Hütung und Wartung des Viehes zu ihrer Aufgabe hatten, so ließ der Handwerker in seiner Werkstatt Sklaven arbeiten, die er entweder selbst in den nötigen Handgriffen unterrichtete oder die er als bereits in einem bestimmten Berufe ausgebildete gekauft hatte. Selbst Ärzte

hatten, wie früher erwähnt, häufig Sklaven zu Gehilfen in ihrer Praxis, und manche genossen ein solches Vertrauen ihrer Herren, daß sie sogar deren Stelle am Krankenbett vertreten durften.

Sehr gewöhnlich war es aber auch, daß Leute, welche nicht selbst Handwerker waren, eine Menge von Sklaven besaßen, die ein bestimmtes Gewerbe in fabrikmäßiger Weise betrieben. Die Sklaven ersetzten eben den Alten die Maschinen; da sie verhältnismäßig wohlfeil zu erstehen und zu unterhalten waren, so war die Einrichtung einer solchen durch Sklaven betriebenen Fabrik eine gute Kapitalsanlage, namentlich wenn entweder der Besitzer selbst soviel vom Geschäft verstand, um die Oberleitung führen zu können, oder wenn er einen tüchtigen Aufseher oder Werkführer hatte. Für einen solchen Fabrikbesitzer fiel auch das Vorurteil, welches sonst den Handwerker traf, fort; Sklaven zu besitzen, welche durch ihrer Hände Arbeit Geld einbrachten, war keineswegs „banausisch“, wenn man nur selbst seine Hände von Arbeit rein erhielt. So besaß z. B. der Vater des Demosthenes eine Messerfabrik, der des Isokrates eine Flötenfabrik, Lysias und sein Bruder eine Schildfabrik mit 120 Arbeitern u. s. w. Nicht immer freilich waren alle in solcher Fabrik beschäftigte Sklaven auch das Eigentum des Fabrikbesitzers. Es kam oft vor, daß der Eigentümer der Sklaven, weil er sich auf den Geschäftsbetrieb nicht verstand, Haus und Hof einem andern verpachtete, der das Geschäft auf eigene Rechnung und Gefahr führte; oder wenn jemand unter seinen Sklaven zufällig einen besaß, der sich auf irgendwelche gewerbliche Fertigkeit verstand, so vermietete er denselben auf bestimmte Zeit und gegen ausbedungenen Lohn, der selbstverständlich nicht in die Tasche des Sklaven, sondern in die des Herrn floß, an einen Handwerker der ihn gebrauchen konnte, resp. in eine größere Fabrik. Solche Vermietung von Sklaven fand namentlich auch beim Bergwerksbetrieb, der sehr viele Kräfte in Anspruch nahm, statt; wie e denn überhaupt eine ganz allgemeine Einrichtung war, daß ma

Sklaven für kürzere oder längere Zeit, selbst auf Tage und halbe Tage mieten konnte, z. B. zu Feldarbeiten, häuslichen Verrichtungen, zur persönlichen Bedienung u. a. m. Auch unter den Hetären und Flötenspielerinnen waren ja sehr viele Sklavinnen der Kuppler und wurden von diesen auf Stunden, Tage oder Monate an irgendwelchen Liebhaber vermietet, ein Verhältnis, welches aus der alten Komödie hinlänglich bekannt ist. Endlich findet sich auch öfters der Fall, daß Sklaven, welche irgend einen Beruf erlernt hatten, mit ihrem Herrn das Abkommen trafen, ihm von ihrem Verdienste einen bestimmten Anteil zu zahlen, das übrige aber für sich zu behalten; solche lebten dann mitunter in eigener Wohnung und bestritten ihren Unterhalt selbst, konnten dabei auch leicht so viel verdienen, daß sie sich damit die Freiheit zu erkaufen imstande waren.

Die Freilassung eines Sklaven erfolgte auf verschiedenem Wege und es gab in den einzelnen Staaten abweichende Formen dafür; auch machte es dabei einen Unterschied, ob ein Sklave Privateigentum oder Eigentum des Staates oder eines Heiligtumes war. Für die Freilassung der Privatsklaven gab es aber nicht, wie in Rom, eine bestimmte juristische Form; der Staat mischte sich weiter gar nicht darein, sondern verlangte nur vom Freigelassenen eine bestimmte Abgabe. In der Regel erfolgte der Akt der Freilassung, damit der Freigelassene auch eine gewisse Garantie für die Giltigkeit erhielt, vor Zeugen oder auch öffentlich in größerer Versammlung, im Theater, in Gerichtslokalen u. s. w. Sehr gewöhnlich war es ferner, daß ein Sklavenbesitzer entweder allen oder einem Teil seiner Sklaven testamentarisch die Freiheit schenkte, und zwar entweder unmittel-
r mit Eintritt seines Todes oder in der Weise, daß der
Sklave erst noch eine bestimmte Zeit im Dienste der Erben
iben oder daß er für seine Freilassung aus seinem Erworbenen
e Abfindungssumme an den Erben zahlen mußte. Kaufte sich
r ein Sklave noch bei Lebzeiten seines Herrn los, so hatte
n eine eigentümliche Form dafür, um diesen Kauf rechtsgiltig

zu machen, da ja eigentlich der Sklave nicht in der Lage war, einen rechtlich giltigen Vertrag abzuschließen. Die Form, deren man sich bediente, kennen wir vornehmlich aus delphischen Urkunden. Es wurde dabei nämlich ein Scheinverkauf vorgenommen; der Herr verkaufte den Sklaven gegen eine im Vertrag bestimmte Summe (die der Sklave selbst erlegte, wenn sie ihm der Herr nicht erließ) an irgend eine Gottheit, in Delphi also an Apollo, und zwar unter der Bedingung, daß er frei sein sollte, sobald er in den Besitz des Gottes übergegangen. Der Sklave wurde damit also nicht etwa Hierodule (Tempelsklave), sondern der Gott ließ ihn, vermutlich gegen eine kleine, an das Heiligtum entrichtete Gebühr, frei. Da diese Verträge in Gegenwart von Zeugen, zumal Priestern der betreffenden Gottheit, abgeschlossen und im Heiligtum deponiert wurden, so lag darin für den Freigelassenen die Sicherheit, daß er nicht etwa später von seinem früheren Herrn oder dessen Erben reklamiert und aufs neue unfrei gemacht werden konnte. Nur waren bei diesen Verträgen häufig noch Klauseln dabei, welche Verpflichtungen gegen den Herrn, so lange er noch am Leben war, oder gegen seine Nachkommen, oder Sorge für Bestattung und Grabmal des ehemaligen Herrn u. dgl. m. enthielten. Denn in den meisten Fällen trat der Freigelassene keineswegs unmittelbar mit seiner Freilassung außer alle Verbindung mit seinem früheren Herrn; da der Freigelassene selbst nicht Bürger war, so blieb der ehemalige Herr sein gesetzmäßiger Vertreter. Ja es kam nicht selten vor, daß bei der Freilassung die ausdrückliche Bestimmung in den Vertrag aufgenommen wurde, daß im Fall der Freigelassene kinderlos starb, die Hinterlassenschaft dem Freilasser resp. dessen Erben zufiel, was sogar mitunter bis auf die Kinder des Freigelassene ausgedehnt wurde, wenn diese gleichfalls ohne Leibeserben verstarben. Oft genug mag es vorgekommen sein, daß, wie es seine Zeit ja auch bei den Leibeigenen in Rußland nicht ungewöhnlic war, der Freigelassene reicher war, als sein Herr; und darau erklären sich derartige Verpflichtungen, wie die erwähnten od

daß der Freigelassene seinen Herrn bis an dessen Ende in Kost und Pflege nehmen mußte. Nur ganz ausnahmsweise kam es vor, daß ein Sklave zugleich mit der Freilassung auch das Bürgerrecht erhielt, wobei dann natürlich alle solche Verpflichtungen wegfielen. Es geschah das meist, wenn ein Sklave sich in besonderer Weise um das Vaterland verdient gemacht hatte, wie z. B. alle diejenigen Sklaven, welche in der Schlacht bei den Arginusen mitgekämpft hatten, die Freiheit und das Bürgerrecht erhielten. Anders lagen die Verhältnisse in Sparta, wo zwar auch die Heloten häufig von Seiten des Staates die Freiheit erhielten, namentlich auch Helotenkinder, welche zusammen mit Bürgerssöhnen erzogen und unterrichtet worden waren, aber keineswegs das spartanische Bürgerrecht mit dieser Freilassung verbunden war. Nur bei Kindern, welche von Spartanern mit Helotenweibern erzeugt worden waren, ist es nicht ungewöhnlich, daß dieselben nicht bloß Freie, sondern auch Bürger wurden; die berühmten spartanischen Feldherrn Lysander, Gylippos, Kallikratidas waren Söhne von Spartiaten und Helotenfrauen.

Die Zahl der Sklaven im alten Griechenland zu berechnen ist nicht möglich. Wir haben eine Menge einzelner Angaben, aber dieselben reichen nicht aus, um auch nur annähernd einen Überschlag zu ermöglichen. Daß die Zahl außerordentlich bedeutend war, ist zweifellos; es war ein Beweis der höchsten Armut, wenn jemand gar keinen Sklaven hatte, und Äschines konnte es als ein Zeichen von sehr bescheidenen Verhältnissen anführen, daß er bei einem Haushalt von sechs Personen nur sieben Sklaven besaß. Nimmt man zu diesen Haussklaven noch die vielen Tausende der auf dem Lande, in den Fabriken und Bergwerken beschäftigten, der Staats- und Tempelsklaven hinzu, so unterliegt keinem Zweifel, daß die Menge der Sklaven die Zahl der freien Einwohner sehr beträchtlich überwogen haben muß. Der nachteilige Einfluß dieses zum großen Teile barbarischen Teiles der Bevölkerung hat sich in sehr be-

stimmter Weise auf verschiedenen Gebieten geltend gemacht; und wenn auch in Griechenland derselbe nicht so deutlich am Tage liegt, wie in Rom, wo man die verderblichen Folgen der Sklavenwirtschaft klar vor sich hat, darf es doch ohne Bedenken ausgesprochen werden, daß an dem schnellen Herabsinken Griechenlands von seiner politischen und sozialen Höhe, an dem traurigen Biide, welches Griechenland unter römischer Herrschaft darbietet, neben anderen Faktoren nicht zum wenigsten auch das Sklavenwesen Schuld trägt.

Register.

Ackerbau 146 ff.
Agone 6 ff.
Agonotheten b. d. Diony-sien 75.
Amphiktyonen 22.
Anker 143.
Anthesterien 38 ff.
Apobaten 27.
Askolien 38.
Athenische Feste 25 ff.
Athenisches Kriegswesen 111 ff.
Bankiers 170 ff.
Beinschienen 115.
Bewaffnung 114 ff.
Blitz- und Donnerma-schinen 64 f.
Bocksopfer 37.
Bodmerei-Verträge 172.
Bogen 132.
Bogenschützen 134.
Bühnengebäude 57 ff.
Charonische Treppen 65.
Chiton der Schauspieler 90 ff.
— der Soldaten 119.
Choën 39 ff.
C…r 67 ff.
…regie 73 ff.
…reuten 74 f.
…rlehrer 74.
…tren 41 ff.
…orationen 60 f.
…phische Festspiele 19 ff.
…neterfeste 31 ff.
…nysische Künstler 78.
Dionysosfeste 36 ff.
Dionysostheater 52 ff.
Dithyramben 37 f.
Dramatische Aufführun-gen 37, 43.
Dramen, heilige, bei den Eleusinien 34 f.
Dreiruderer s. Trieren.
Ekkyklema 63.
Eleusinien 31 ff.
Ephedros 14.
Epidaurien 33.
Epinikien 17.
Erzgießerei 160.
Euandria 28.
Exomis 93.
Fabriksklaven 184.
Feste 1 ff.
Festmahle 16.
Festungskrieg 136 f.
Folter der Sklaven 182.
Frauen im Theater 102 f.
Freilassung der Sklaven 185 ff.
Garkoch 164.
Geldgeschäft 170.
Gewerbe, Wertschätzung derselben 144 ff.
Großhändler 167.
Gymnische Kämpfe in Athen 26.
— in Delphi 21 f.
— in Olympia 6 f.
Handel 165 ff.
Handwerke 153 ff.
Handwerkersklaven 182.
Harnische s. Panzer.
Heereseinteilung in Athen 112.
— in Sparta 108 f.
Hellanodiken 11, 15.
Helme 122 ff.
Heloten 177 f.
Hieropoeen 29.
Hippische Agone 7, 22, 27.
Hippodrom 8.
Hopliten 133 f.
Hypotheken 172.
Isthmien 4, 23 f.
Kampfpreise 15, 23 f.
Kampfrichter 11.
— im Theater 104 f.
Kaufleute 166 ff.
Kerkides 55.
Keule 131.
Kleinhandel 168.
Komische Masken 82 f.
Komödie 68 f.
Komödienszenen 96 ff.
Komos 43.
Kostüm der Schauspieler 78 ff.
— der tragischen 78 ff.
— der komischen 90, 93.
— im Satyrspiele 90, 98.
Kothurn der Schauspieler 93.
Kriegsgefangene 175.
Kriegswesen 105 ff.
Kykeon 34.
Lakedämonisches Kriegs-wesen 108 ff.